

Versöhnung mit der Schöpfung

Ein Beitrag zur «Dekade zur Überwindung von Gewalt» des Ökumenischen Rates der Kirchen

OeKU | COTE | CECA



Für die Unterstützung der Aktion SchöpfungsZeit danken wir den Ref. Kirchen Bern-Jura-Solothurn und dem Bundesamt für Umwelt, Wald und Landschaft (BUWAL).

Impressum

Herausgeber OeKU,
Postfach 7449, 3001 Bern
www.oeku.ch
info@oeku.ch
Tel. 031 398 23 45
Fax 031 398 23 47

Redaktion Kurt Zaugg-Ott

Gestaltung Pool Design, Zürich

Druck Basisdruck Bern

Copyright © OeKU Bern 2004

Inhaltsverzeichnis

- 1 Editorial
- 2 Biblische und theologische Grundlagen zur Überwindung von Gewalt
Stephan Degen-Ballmer
- 6 Minimierung von Gewalt gegen die Schöpfung:
Skizze zum Ansatz einer Umweltethik
Wolfgang Lienemann
- 12 Der Beitrag der Religionen zur Überwindung
von Gewalt an der Schöpfung
Kurt Zaugg-Ott
- 17 Ist die Natur nicht selbst gewalttätig?
Sigrid Bachmann
- 22 Warum wir die Natur lieben und dennoch zerstören
Irenäus Eibl-Eibesfeldt
- 26 Gewalt gegen die Schöpfung als mehrstufige
Handlung
Mario von Cranach
- 30 Bedingungen für schöpfungsgerechtes Handeln
Einzelner und der Gesellschaft
Ruth Kaufmann-Hayoz
- 34 Gewalt wider die Schöpfung: weltweite Dimensionen
Philipp Roch
- 38 Wir leben auf zu grossem Fuss
Kurt Aufderreggen
- 44 Der Mensch als Geschöpf unter Geschöpfen:
Versuch einer Zusammenschau
Kurt Zaugg-Ott
- 48 Aktion SchöpfungsZeit in der ÖRK-Dekade:
ein Blick nach vorn

Editorial

Im Sommer 2003 hat der Vorstand der Oekumenischen Arbeitsgemeinschaft Kirche und Umwelt OeKU beschlossen, die SchöpfungsZeit-Themen der kommenden Jahre im Rahmen der Dekade des Ökumenischen Rates der Kirchen (ÖRK) «Überwindung von Gewalt» durchzuführen. Die OeKU, die aus dem ökumenischen Prozess für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung entstanden ist, fühlt sich der weltweiten ökumenischen Bewegung verbunden und möchte zum Aufruf des ÖRK einen eigenen thematischen Beitrag leisten. Angesichts der offensichtlichen und vielfältigen Gewaltprobleme unter den Menschen gerät oft in den Hintergrund, dass sich gleichzeitig und damit verbunden der Zustand der Umwelt weltweit dauernd und massiv verschlechtert: Artensterben, Klimawandel und Ressourcen- ausbeutung sind nur einige Stichworte. Das Seufzen der Schöpfung (Röm 8,22) wird aber kaum gehört und ernst genommen – oft nicht einmal wenn die Menschen selbst die Leidtragenden sind. So wie Christinnen, Christen und Kirchen die Anwaltschaft für Arme und Unterdrückte übernehmen, sind sie heute gefordert, sich gegen die weitere Zerstörung der Lebensgrundlagen aller Geschöpfe einzusetzen.

Das vorliegende Grundlagendokument «Versöhnung mit der Schöpfung» befasst sich mit den Ursachen der menschlichen Gewalt gegenüber der Schöpfung. Gleichzeitig suchen die Autorinnen und Autoren aus Wissenschaft und Kirchen nach Möglichkeiten der Verminderung von Gewalt und der Versöhnung mit der Schöpfung. Zusammen mit den Materialien zur jährlichen SchöpfungsZeit, die verschiedene Handlungsmöglichkeiten aufzeigen (vgl. S. 48), hoffen wir, anregende Grundlagen für konkrete, spirituelle Aktionen zur Bewahrung der Schöpfung in den Kirchgemeinden anzubieten. Wir freuen uns auf Ihre Rückmeldungen.

Kurt Zaugg-Ott

Dekade zur Überwindung von Gewalt

Die «Dekade zur Überwindung von Gewalt (2001–2010): Kirchen für Frieden und Versöhnung» des Ökumenischen Rates der Kirchen ist ein Aufruf an Kirchen, ökumenische Organisationen und alle Menschen guten Willens, auf allen Ebenen (lokal, regional und weltweit) mit Gemeinden, säkularen Bewegungen und Menschen anderer Glaubensrichtungen für Frieden, Gerechtigkeit und Versöhnung zusammenzuarbeiten.

Die Dekade ruft uns auf, die von Gewalt Unterdrückten zu stärken und in Solidarität mit denen zu handeln, die sich um Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung bemühen.

Die Dekade ruft uns auf, unsere Mitschuld an Gewalt einzugestehen und zu bereuen und theologische Reflexionen und Studienarbeiten zu fördern, um Geist, Logik und Praxis von Gewalt aufzudecken und zu überwinden.

Vgl. www.gewaltueberwinden.org



SchöpfungsZeit

Der 1. September gilt bei den Orthodoxen Kirchen als der Tag der Schöpfung. Der 4. Oktober ist der Gedenktag des Franz von Assisi. Zwischen diesen beiden Daten liegt die SchöpfungsZeit – sie schliesst auch das Erntedankfest und den Betttag mit ein.

Gewalt fängt im Denken an

Wenn wir von Gewalt an der Schöpfung, respektive von der Überwindung der Gewalt gegenüber der Schöpfung reden, dann können wir dies nicht tun, ohne an das belastende Erbe christlicher Kultur zu denken, das mitverantwortlich ist für unseren gewaltsamen Umgang mit der Schöpfung. Der Ökumenische Rat der Kirchen schreibt in einer Broschüre denn auch: «Dekade zur Überwindung von Gewalt – ein Aufruf zur Busse für unsere Mitschuld an der Gewalt und zur Suche nach Wegen, den Geist, die Logik und die Praxis der Gewalt zu überwinden – auf der Grundlage unserer Glaubenstradition.»

Im Zuge der ökologischen Krise ist aus christlicher Sicht viel zur Mitschuld an der Naturzerstörung geschrieben worden, auch wurden die Folgen einzelner Auslegungen biblischer Stellen mehrfach aufgezeigt. Die bekannteste Bibelstelle in diesem Zusammenhang ist wohl Gen 1,28, das sogenannte «dominum terrae», wo steht, wie Gott den Menschen segnet und ihm den Auftrag gibt, über die Erde zu herrschen. Viele Theologen sind der Meinung, dass dieser Herrschaftsauftrag des Menschen über die Erde – interpretiert durch Theologen und Philosophen – kulturgeschichtlich einen bedeutenden Einfluss auf den Umgang des Menschen mit der Natur hatte. Er festigte die Meinung, der Mensch sei Mittelpunkt der Schöpfung und könne frei nach seinem Willen über sie verfügen. So heisst es zum Beispiel bei Marsilio Ficino (1433–1499): «Daher ist der Mensch, der im allgemeinen für alle Dinge, lebendige und leblose, vorsorgt, eine Art Gott. Sicher ist er der Gott der Tiere, denn er macht von ihnen allen Gebrauch, er beherrscht sie und unterrichtet viele von ihnen. Es ist auch klar, dass er der Gott der Elemente ist, denn er bewohnt und kultiviert sie alle. Endlich ist er der Gott aller Dinge, denn er handhabt, verändert und gestaltet sie alle» (*Theologia platonica XIII,3; in: Krolzik 1989, 155*).

Dieses Denkmuster hat sich – wenn auch inhaltlich anders geprägt - in einzelnen Strängen bis in die heutige Zeit hinein gehalten: der Herrschaftsanspruch des Menschen gegenüber der Natur geht einher mit seiner Selbst-

darstellung und dem Verlangen, von der Natur unabhängig zu sein. Udo Krolzik meint sogar: «Genesis 1,28 wird so zur «magna charta» allen Kulturstrebens.... Dies gilt bis in die Gegenwart, wenn Politiker und Naturwissenschaftler zum Beispiel die Gentechnik mit dem Hinweis auf Genesis 1,28 rechtfertigen.» (*Krolzik 1989, 162*). Allerdings darf nicht unerwähnt bleiben, dass die veränderten Arbeitsverhältnisse durch die immer bessere Technik und vor allem das Aufkommen des Kapitalismus und die zunehmende Industrialisierung wesentlich dazu beigetragen haben, dass die Schöpfung immer stärker ausgebeutet wurde.

Gewalt an der Schöpfung fängt also schon im Denken an. Denn die eigentliche Problematik - wie die Wirkungsgeschichte von Genesis 1,28 beispielhaft zeigt - fängt bei den erkenntnisleitenden Vorentscheidungen an, die wir bewusst oder meistens unbewusst unseren Handlungen oder unserem Verhalten zu Grunde legen. Deshalb laufen auch alle ethischen Bemühungen ins Leere, wenn nicht über die tieferliegenden Ursachen unseres Umgangs mit Natur nachgedacht wird. Günter Altner bringt es auf den Punkt: «Die heute so leidenschaftlich ausgerufene Partnerschaft mit der Natur ist ein vergebliches Postulat, solange die tieferen wissenschaftsgeschichtlich begründeten Ursachen für die Krise im Mensch-Natur-Verhältnis unaufgedeckt bleiben. Ebenso ist der so modisch gewordene Ethik-Boom eine reine Alibiveranstaltung. Wie soll die Ethik die Härte des technisch-industriellen Fortschritts im nachhinein «weich» machen können, wenn in den Denkansätzen und in den daraus abgeleiteten Instrumentarien selbst das Problem liegt.» (*Altner 1991, 18f*)

^o Stephan Degen-Ballmer,
Dr. theol., Pfarrer in
Magden (AG)

Konflikt zwischen Mensch und Natur

Prägend für dieses Mensch-Natur-Verhältnis ist der seit der Neuzeit herrschende Subjektivismus, der den Menschen zum Mass aller Dinge macht und die Natur zum Objekt degradiert. Damit verbunden ist die Ansicht, dass nur der Mensch einen eigenen Wert und eine eigene Würde besitzt; die Objektwelt ist ohne eigenen Wert, ihr Wert bestimmt sich ausschliesslich aus dem Nutzen für den Menschen. Es ist leicht nachvollziehbar, welche Folgen dieses Denken für den Umgang mit nichtmenschlichen Geschöpfen in der Vergangenheit hatte und immer noch hat: Es legitimierte ein breites Spektrum von subtiler Gewaltanwendung - zum Beispiel die Kanalisierung von Flüssen - bis hin zur massiven und rohen Gewalt gegenüber der Schöpfung - zum Beispiel die Abholzung des tropischen Regenwaldes in Indonesien oder in Brasilien.

Gerhard Liedke hat darauf hingewiesen, dass das Verhältnis des Menschen zu seiner geschöpflichen Mitwelt eine **Konfliktsituation** darstelle, die sich in den letzten Jahrhunderten, zumindest in der industrialisierten Welt, entscheidend verändert habe. «Konflikt» wird dabei als Eigenschaft eines System verstanden, in dem es miteinander unvereinbare Zielvorstellungen gibt, so dass das Erreichen des einen Ziels das Erreichen des anderen Ziels ausschliessen würde. Grundsätzlich gibt es symmetrische (gleichgewichtige) Konflikte und asymmetrische (ungleichgewichtige) Konflikte. Bei zwei gleichaltrigen Kindern kann es zum Beispiel zu einem symmetrischen Konflikt kommen. Ein asymmetrischer Konflikt ist hingegen ein Konflikt zwischen Eltern und Kindern.

Der Konflikt zwischen Mensch-Natur war lange Zeit ein nahezu symmetrischer Konflikt; der Mensch war der aussermenschlichen Natur und ihrer Kräfte in vielen Fällen unterlegen; die Wunden, die der Mensch der Natur zufügte, verheilten nach gewisser Zeit. Heute ist der Konflikt eindeutig asymmetrisch geworden: wir Menschen wurden mit Hilfe unserer technischen Innovationen zum überaus mächtigeren Konfliktpartner, der daran ist, die ganze Erdatmosphäre zu bedrohen. Zur Überwindung der

Gewalt, die diesem Konflikt eigen ist, sieht Gerhard Liedke als Nahziel das Erreichen einer Konfliktsymmetrie. Das heisst: «Machtverzicht des Menschen; Verminderung des ungeheuren Gewaltdrucks, den wir auf die aussermenschliche Schöpfung gelegt haben. Ziel des Machtverzichts ist die symmetrischere Gestaltung des ökologischen Konflikts.» (Liedke 1989, 313)

Hier ist auch die christliche Theologie gefragt. Denn es gibt aus biblisch-theologischer Perspektive durchaus Ansätze, die das Verhältnis Mensch-Natur anders bestimmen als es das neuzeitliche Erkenntnisideal des Subjektivismus tut und damit zu einem symmetrischeren Konfliktverhältnis zwischen Mensch und Natur beitragen.

Geschöpfliche Solidarität

Die biblischen Texte des Ersten Testaments gehen wie selbstverständlich von einer grundlegenden Gemeinsamkeit zwischen Mensch und seiner Mitwelt aus, die dadurch gegeben ist, dass die ganze Schöpfung ihr Dasein allein Gott verdankt. Demzufolge ist der Mensch in erster Linie ein Geschöpf unter Mitgeschöpfen. Alle haben sie ihr Leben der *ruach*, der lebensspendenden Geistkraft Gottes zu verdanken. In Psalm 104,30 heisst es: «Sendest du deinen Odem (*ruach*) aus, so werden sie geschaffen, und du erneuerst das Antlitz der Erde.» Mensch und Tier sind grundsätzlich Geschöpfe und werden als solche nicht unterschieden. In Prediger 3,19.21 wird gesagt: «Denn das Geschick der Menschenkinder ist gleich dem Geschick des Tiers; ein Geschick haben sie beide. ... und einen Odem haben sie alle. Der Mensch hat vor dem Tier keinen Vorzug. ... Wer weiss, ob der Odem der Menschenkinder emporsteigt, der Odem des Tieres aber hinabfährt zur Erde?»

Wie alles Leben ist auch der Mensch vergänglich und sterblich. Er ist wie Gras, das erblüht und wieder welkt und verdorrt (Psalm 90,5f). Die geschöpfliche Solidarität drückt sich aber auch im Umgang des Menschen mit den Tieren aus, indem er Verständnis für das Verlangen der Tiere zeigt (Spr 12,10) oder dem Ochsen beim Dreschen nicht das Maul verbindet (Dtn 25,4).

Die geschöpfliche Solidarität und damit verbunden eine grundsätzliche Gleichwertigkeit von Mensch und Natur gegenüber Gott, dem Schöpfer, zeigt sich schön auch in jenen Aussagen des Ersten Testaments, in denen die (Haus)Tiere von Gott ihre eigenen Gebote erhalten, z.B. sich zu vermehren, so wie Adam und Noah (Gen 1,22; 8,17) und den Sabbat zu halten (Dtn 5,14). Gleich wie dem Menschen wird auch der aussermenschlichen Natur die Fähigkeit zugestanden, Gott zu loben. In Psalm 148, 3–4.7–10 heisst es entsprechend: «Lobet ihn, Sonne und Mond, lobet ihn, ihr leuchtenden Sterne! Lobet ihn, ihr Himmel aller Himmel, und ihr Wasser über der Feste! ... Lobet den Herrn von der Erde her, ihr Ungetüme und Fluten alle! Du Feuer und Hagel, Schnee und Rauch, du Sturmwind, der sein Wort ausrichtet! Ihr Berge und Hügel allzumal, ihr Fruchtbäume und Zedern alle, ihr wilden Tiere und ihr zahmen, du Gewürm und ihr, beschwingte Vögel!»

Sozialer und ökologischer Konflikt

Die Urgeschichte in der Bibel weiss allerdings auch davon zu berichten, dass die ursprüngliche Verbundenheit aller Geschöpfe und das konfliktfreie Zusammenleben aller Lebewesen am Anfang der Schöpfung durch den Sündenfall in einen permanenten sozialen und ökologischen Konflikt überging. Die zunehmende Gewalt unter den Menschen wird von Gott her zunächst mit dem Sintflutgeschehen quittiert (Genesis 6,1–8,19). Dann aber besinnt sich Gott eines Besseren und beschliesst, trotz der Gewalt der Menschen die Schöpfung ihrem Ziel entgegenzuführen: «Ich will nicht mehr alles Lebendige töten, wie ich getan habe. Solange die Erde sein wird, sollen Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht nicht mehr aufhören.» (Genesis 8,21f) Schlüsseltext für die nachsintflutliche Neugestaltung des Verhältnisses von Mensch und Natur ist Genesis 9, 1–17, die sogenannten noachitischen Gebote. Darin wird nebst dem sozialen Konflikt zunächst der ökologische Konflikt geregelt. Genesis 9,1ff stellt fest, dass die ursprüngliche friedliche Verbundenheit zwischen den Geschöpfen nicht mehr existiert. Furcht und Schrecken bestimmen neu das

Verhältnis, – ein Konfliktverhältnis, das Bestandteil jener Gewalt ist, die zum Sintflutgeschehen beigetragen hat. Den Menschen wird die Fleischnahrung zugestanden, allerdings unter der Einschränkung, dass nur Fleisch gegessen werden darf, in dem kein Blut mehr ist. (Genesis 9,4) Damit wird zwar die Unvermeidbarkeit der Tötung von Tieren zur Fristung des menschlichen Lebens zugestanden, gleichzeitig aber auch eine bestimmte Grenze gezogen. Im biblischen Denken ist Blut gleichbedeutend mit der Lebenskraft, der Seele eines Geschöpfes. Diese Lebenskraft steht nach biblischer Auffassung allein in der Verfügungsgewalt Jahwes. Deshalb soll der Mensch über das Blut anderer Lebewesen nicht verfügen. Es soll der Erde, welche die Lebewesen hervorbringt (Gen 1,24), zurückerstattet werden.

Diese von Gott verfügte Grenze bedeutet eine Eindämmung des ökologischen Konflikts und damit der Gewalt an anderen Lebewesen. Sie bedeutet, «dass wir Menschen – auch wenn wir zur Fristung unseres Lebens zerstörend in die Mitschöpfung eingreifen müssen – doch mit dem unumgänglichen Minimum an Gewalt auskommen sollen; dass wir das Lebensrecht unserer Mitgeschöpfe im Prinzip anerkennen müssen; dass wir gegen die neuzeitliche Degradierung der Mitgeschöpfe zu Objekten sie als Partner, wenn auch als Partner im Konflikt, ernst nehmen müssen.» (Liedke 1989, 318)

Die biblischen Texte wissen um die Realität des im Grunde unvermeidlichen ökologischen Konflikts zwischen Mensch und aussermenschlicher Natur. Gerade darum geht es in vielen Geboten um eine realistische Eindämmung von Gewalt im ökologischen Konflikt. Gleichzeitig werden aber auch die Hoffnung auf ein konfliktfreies Miteinander unter den Geschöpfen wachgehalten (Jes 11,1–9) und der Gedanke, dass alles Geschaffene gleichermaßen sich nach der endzeitlichen Erlösung sehnt (Röm 8,22).

Gottebenbildlichkeit als Grundlage zu einer Verantwortung in Gemeinschaft

Nach biblischer Auffassung verdankt der Mensch sein Leben wie alles Leben innerhalb der Schöpfung der Wirkkraft Gottes (Gen 2,7). Seine Existenz zeichnet sich aber dadurch aus, dass er als einziges Wesen nach dem Bilde Gottes geschaffen ist (Gen 1,27). Damit ist aber auch Verantwortung verbunden. Dem Menschen wird von Gott die Verantwortung übertragen, den Garten Eden zu bebauen und zu bewahren (Gen 2,15). Ihm ist es überlassen, die Tiere zu benennen; ihm ist aber auch die Freiheit gegeben, zwischen Gut und Böse zu unterscheiden (Gen 3,1–7). Die Gottebenbildlichkeit ging durch den sog. Sündenfall nicht verloren (vgl. Gen 9, 6). Sie wurde jedoch getrübt und der Mensch verlor dadurch seine göttliche Bestimmung aus den Augen.

Durch Christus wird die Gottebenbildlichkeit wieder erneuert. Im Zweiten Testament verwendet Paulus vorab den Begriff der Gottebenbildlichkeit und wendet ihn auf Christus an. Christus ist das Ebenbild Gottes (2. Kor 4,4). In ihm werden Menschen ein neues Geschöpf (2. Kor 5,17). Was ist nun ökologisch gesehen der Sinn der in Christus erneuerten Gottebenbildlichkeit? Zum einen hat in Christus ein Machtverzicht stattgefunden, der für den Umgang des Menschen mit der Schöpfung vorbildlich ist. Gott selbst ist in Christus Mensch geworden, hat Knechtsgestalt angenommen und sich erniedrigt bis zum Tod am Kreuz (Phil 2,7ff). Dadurch hat Christus den asymmetrischen Konflikt zwischen Gott und Menschen symmetrisch gemacht (der starke Konfliktpartner wird schwächer und stellt sich auf die gleiche Ebene). Obwohl die Menschwerdung Gottes natürlich nicht mit Formeln der Konflikttheorie abgebildet werden kann, zeigt dieser einmalige Machtverzicht für uns doch die Richtung an, in die unser Verhalten gegenüber der Schöpfung gehen muss, wenn wir Gewalt überwinden wollen. Gerhard Liedke sagt zusammenfassend: «Wir Menschen müssen die Not der aussermenschlichen Schöpfung artikulieren, weil die Schöpfung nur «seufzen» kann. Wir müssen das Leiden der Kreatur in den Hammerschlägen der neuzeitlichen Ausbeutung mitfühlen, weil die Erde nicht für sich

selbst sprechen kann. Stellvertretend für die Schöpfung müssen wir denken, reden und handeln, weil sie selbst es nicht tun kann.» (Liedke 1989, 320)

Zum anderen ist in Christus die erneuerte Gottebenbildlichkeit im diakonischen Handeln angezeigt worden, welches im Endgericht beurteilt wird. Diakonisches Handeln, welches sich vorab im Gebot der Nächstenliebe ausdrückt, kann durchaus auch auf die aussermenschliche Schöpfung bezogen werden. Jesu Worte: «Was ihr einem meiner geringsten Brüder und Schwestern getan habt, das habt ihr mir getan» (Mt 25,40), würden dann eine Ausweitung erfahren, welche die ganze Schöpfung umfasst und damit dazu beitragen, den asymmetrischen Konflikt zwischen Mensch und Natur in einen symmetrischen zu verwandeln.

In Christus haben wir den neuen Menschen angezogen, der nach dem Bild seines Schöpfers zur Erkenntnis erneuert wird (Kol 3,10). Durch ihn bleibt trotz der gegenwärtigen Gewalt an der Schöpfung die Hoffnung erhalten, dass der endzeitliche *Shalom*, der weltumspannende Frieden, der uns von Gott verheissen ist, Wirklichkeit wird «auf die Hoffnung hin, dass auch das Geschaffene selbst befreit werden wird von der Knechtschaft des Verderbens zur Freiheit der Herrlichkeit der Kinder Gottes.» (Röm 8,21)

Literatur

- Günter Altner: Naturvergessenheit. Darmstadt, 1991.
- Udo Krolzik: Die Wirkungsgeschichte von Genesis 1,28. In: Günter Altner (Hg): Ökologische Theologie, Perspektiven zur Orientierung. Stuttgart, 1989, 149–163.
- Gerhard Liedke: Schöpfungsethik im Konflikt zwischen sozialer und ökologischer Verpflichtung. In: Günter Altner (Hg): Ökologische Theologie, Perspektiven zur Orientierung. Stuttgart, 1989, 300–321.
- Stephan Degen-Ballmer: Gott–Mensch–Welt. Frankfurt et.al. 2001

Minimierung von Gewalt gegen die Schöpfung: Skiz

Wolfgang Lienemann^o

Umweltethik

«Gegenstand» der «Umweltethik» beziehungsweise der «ökologischen Ethik» ist die Frage nach dem sittlich «guten» Umgang der Menschen mit der «Natur» (Krebs 1996: 347). In diesem Satz muss man fast alle wichtigen Wörter in Anführungszeichen setzen, denn zwar benutzen wir die meisten dieser Wörter sehr häufig, aber es ist alles andere als einfach, sich über ihre Bedeutung zu verständigen, von der Verknüpfung im ersten Satz, der ja wie eine Definition klingt, ganz zu schweigen. Denn was ist «Ethik»? Was «Umwelt»? Was «Natur»? Und wieso sind die «Natur» und der Umgang mit ihr ein «Gegenstand»?

Fangen wir daher noch einmal anders an. Seit wann ist wo von «Umweltethik» beziehungsweise ähnlich verstandenen Sachverhalten die Rede? Eine Antwort kann lauten: Umweltethik ist aus dem Geist der Gesellschafts- und Zivilisationskritik unter den Bedingungen der Ausbreitung der kapitalistischen Produktionsweise entstanden. Karl Marx hat darauf hingewiesen, dass diese Produktionsweise ihre eigenen Grundlagen zerstört: den fruchtbringenden Boden und die Arbeitskraft lebendiger Menschen. 1913 sprach der Philosoph Ludwig Klages angesichts der industriellen Produktion von einer «Verwüstungsorgie ohnegleichen». Der Soziologe Max Weber prophezeite am Vorabend des I. Weltkrieges, dass der moderne Kapitalismus sich so lange austoben werde, bis der letzte Zentner fossilen Brennstoffes verbraucht sei. Industrielle Produktion, Expansion der kapitalistischen Produktionsweise und Naturzerstörung bilden einen Zusammenhang. Allerdings: Von Umweltethik ist noch nicht die Rede.

Indes kenne ich noch einen älteren Text, der wichtige Einsichten einer modernen Umweltethik *in nuce* antizipiert. Immanuel Kant behandelt in der Rechtslehre seiner «Metaphysik der Sitten» (A 1797, B 1798) u. a. die Weisen der Erwerbung bzw. Aneignung von Sachen (*occupatio*). In diesem Zusammenhang erwähnt er die klassische Frage nach dem Recht der Besitzergreifung oder Zueignung (*appropriatio*). Er unterscheidet dabei

die peremptorische (die dauerhaft gültige) Besitznahme unter Voraussetzung einer Rechtsordnung von der nur provisorischen im Naturzustande. Dann fährt er fort:

«Es ist die Frage: wie weit erstreckt sich die Befugnis der Besitznehmung eines Bodens? So weit, als das Vermögen, ihn in seiner Gewalt zu haben, d. i. als der, so ihn sich zueignen will, ihn verteidigen kann; *gleich als ob der Boden spräche: wenn ihr mich nicht beschützen könnt, so könnt ihr mir auch nicht gebieten.*» (AB 87f, Hvhbg. WL)

Es geht um die Fragen der Eroberung, Aneignung und Nutzung der «Natur». Die Eroberer und Besiedler der Kolonien steckten ihre «claims» im Wilden Westen und anderswo ab. Kant macht daraus eine grundsätzlichere Frage: In Besitz nehmen, als mein Eigentum betrachten, darf ich auf Dauer und von Rechts wegen nur dasjenige, das ich auch schützen kann. Eigentum verpflichtet. Und indem Kant sagt «gleich als ob der Boden spräche», nimmt er eine ganz moderne Einsicht vorweg, nämlich dass die «Natur» «gleichsam» als ein Wesen, dem auch Rechte zukommen sollen, betrachtet werden muss. Die «Natur» oder ihre Gebilde sind nicht Rechtssubjekte; der Gorilla kann weder den Jäger noch die Tierschützerin vor Gericht ziehen. Rechte kann nur einfordern oder zugesprochen erhalten, wer sich sprachlich artikulieren kann oder für den andere sprechen können. Die Natur braucht daher zu ihrem Schutz «Fürsprecher». Kant hat als erster gesehen, dass die Menschen für alles, was sie in Besitz nehmen, Rechenschaft geben müssen. Der Umgang mit dem Boden – und dann mit der «Natur» überhaupt – ist nicht einfach «off limits», sondern muss verantwortet und «in's Recht gefasst» werden. Wer sich weigert, Rechenschaft über die Eroberung, Aneignung und Nutzung der Natur zu geben, beansprucht für sich, dass seine Macht über dem Recht steht. Nutzung wird zur Ausbeutung. Zwar werden dadurch nicht direkt Menschen mit

^o Wolfgang Lienemann, Dr. theol., seit 1992 Prof. für Ethik an der Christkatholischen und Evangelischen Theologischen Fakultät der Universität Bern.

Gewalt bedroht. Aber indirekt wird den gemeinsamen Lebensgrundlagen Gewalt angetan. Denn niemand kann wollen, dass die Lebensbedingungen zerstört werden.

Wer unter welchen Bedingungen und aus welchen Gründen zu einer solchen Rechenschaft über den Umgang mit der Natur verpflichtet ist oder darauf behaftet werden kann und soll, ist das Kardinalthema der Umweltethik. Sie ist, praktisch gewendet, Einübung in einen allgemein vertretbaren Umgang mit der Natur – und das impliziert: sie muss auch vor dem (hypothetischen) Forum der nach uns kommenden Generationen vertreten werden können. Die Umweltethik sucht, begründet und entfaltet sittliche Kriterien für den menschlichen Umgang mit der Natur und dessen politisch-rechtliche Regulierung.

«Gewalt» in der Schöpfung

Zu den ursprünglichen und unverlierbaren Fähigkeiten von Menschen wie Tieren gehört das Vermögen, Gewalt zu üben – Gewalt verstanden als die Bedrohung, Einschüchterung oder Zerstörung eines lebendigen Wesens gegen dessen (geäußerten oder mutmasslichen) Willen mittels physischer und/oder psychisch vermittelter Zwangseinwirkungen. Zur Gewalt unter Menschen gehören in besonderer Weise die Momente der Freiheit und des Wollens. Ist es sinnvoll, auch im Blick auf die Natur von Gewalt zu sprechen?

Die Bibel spricht vom «Seufzen der Kreatur» und gibt damit zu verstehen, dass die Geschöpfe ähnlich wie Menschen leiden könnten («als ob der Boden sagte...»). Aber dieses Seufzen können wir als Menschen in seinem ursprünglich gemeinten Sinn – wenn es ihn gibt – nicht ohne weiteres erkennen und verstehen. Natürlich können wir nachempfinden, welche Qual einem Pferd, wenn es geschlagen wird, angetan wird. Wer je einen Schlachthof betreten hat, kann sich dem Eindruck nicht entziehen, dass hier Gewalt gegen Kreaturen geübt wird. Aber es ist auch sonnenklar, dass Leben, menschliches zumal, in der Natur immer «Gewalt» gegen Mitgeschöpfe einschliesst.

Leben inmitten von Leben, das Leben will (Albert Schweitzer). Man kann auf Fleisch verzichten. Aber dann nutzt und verbraucht man doch Pflanzen. Es gibt Menschen, die sich, weil sie niemanden und nichts zerstören wollen, nur von Abfall und Aas ernähren und mit Tüchern vor dem Gesicht verhindern, Insekten einzuatmen und so zu töten. Gäbe es keine Menschen in der Natur – die Gattung des *homo sapiens* ist zweifellos ein Spätling der Evolution –, dann wäre dies doch keineswegs das Ende von Gewalt in der Schöpfung. Wer Bilder von der üppigen Vegetation auf den Südsee-Inseln gesehen hat, wo jahrelang Atombombentests gemacht worden sind, kann eine Vorstellung davon bekommen, dass und wie eine Natur nach der Selbstzerstörung der menschlichen Gattung aussehen könnte. Nur dass diese Natur gewaltfrei wäre, wird niemand annehmen wollen.

Tiere können schreien, Pflanzen können verdorren. Kann auch ein Tal gegen die «Gewalt» der Veränderung durch eine Strassenbrücke oder eine Staumauer oder eine Fabrikansiedlung aufbegehren? Es gab und gibt tiefe Wunden in der Landschaft, entstanden mit oder ohne Zutun von Menschen und meist in einer Mischung von Plan und Verhängnis. Alles Leben heisst verändern, gestalten, bearbeiten, formen – sich selbst und andere oder anderes. Gewaltlosigkeit kann nicht bedeuten, einfach alles zu lassen, wie es irgendwann war. Veränderungssperren sind kein automatischer Gewinn. Oder möchten wir eine Landwirtschaft wie vor hundert Jahren? Mit den entsprechenden niedrigen Einkommen und Lebenserwartungen? Dass es dort den Tieren besser gegangen ist, wäre erst noch zu beweisen.

Gleichwohl ist festzuhalten: Noch nie haben Menschen die Natur in so kurzer Zeit so intensiv und nachhaltig umgestaltet wie seit der Mitte des 20. Jahrhunderts. Es gibt dafür wenigstens fünf wichtige Indikatoren, die miteinander zusammenhängen: Verbrauch nicht regenerierbarer Ressourcen, Energieverbrauch, Abfallmengen, Landschaftsverbrauch, Klimawandel. Alle Indikatoren korrelieren mit dem ungeheuren Bevölkerungswachstum der letzten 100 Jahre.

«Gewalt» an der Schöpfung

Wenn die heutigen Menschen (über-)leben wollen, müssen sie die Natur aneignen, umgestalten und nutzen. Zu diesem «Stoffwechsel mit der Natur» (Marx) mittels Arbeit hat die Gattung *homo sapiens* keine Alternative. Leben, das leben *will*, ist immer auch Leben, das arbeiten und damit die Natur verändern *muss*. Aber es gehört zum Vermögen des Menschen, seine Einwirkungen auf die Mitwelt aus freien Stücken zu ordnen, zu begrenzen, sich selbst Gesetze der Selbstbegrenzung aus Freiheit zu geben. Dies unterscheidet uns von Tieren, wiewohl wir dieses Vermögen im Hinblick auf die «Natur» schwach oder gar nicht entwickelt haben. Aber die Selbstbegrenzung der Willkürfreiheit aufgrund vernünftig wählender Freiheit ist die einzige Prerogative, die die Menschen in der Natur haben. Eben darum sind wir für die Natur, für die kreatürliche Mitwelt verantwortlich. Menschen können aus Einsicht und aufgrund freien Willens ihrem Gewaltvermögen sittliche und rechtliche Grenzen ziehen. Sie müssen dies tun, wenn kreatürliches Leben erhalten bleiben soll. Ob sie es tatsächlich tun werden, ist ungewiss.

Leben inmitten von Leben, das leben will, heisst immer und überall Konkurrenz, Kampf, Streit, Verdrängung, Töten und Sterben. Leben heisst freilich auch Zusammenarbeit, gegenseitige Hilfe und organisierte Solidarität. Doch Kooperation und Konflikt bestehen nebeneinander. Es ist den Menschen nicht verheissen, in dieser Welt den Bedingungen geschöpflicher Existenz wie Knappheit, Konkurrenz, Konflikt, Gewalt und Tod nicht ausgesetzt zu sein. Aber wie man politisch Kampf und Krieg mit den Mitteln des Rechts auf der Basis sittlicher Prinzipien einschränken und eindämmen kann, so gilt dies auch im Austausch mit der kreatürlichen Mitwelt. Zur Gewalt in einem sittlich und rechtlich präzisen Sinn wird die Auseinandersetzung der Menschen mit der Natur, wo das Handeln, Verhalten und Unterlassen von den Menschen selbst geforderte, anerkannte und garantierte Grenzen verletzt. Aber wo und wie findet man derartige Grenzen? Wer kann sie wie bestimmen?

In dieser Frage kommt man nicht weiter, wenn man nach gleichsam wiederum «natürlichen» Grenzen im gestaltenden und damit zerstörenden Umgang mit der Natur sucht, indem man beispielsweise versucht, zu bestimmen, welche und wieviel Zerstörung *notwendig oder unausweichlich* und insofern vertretbar ist und welche nicht. Denn gibt es allgemein rechtfertigende Kriterien für die Notwendigkeit von Eingriffen und Zerstörungen? Können die Bedingungen des Überlebens der menschlichen Gattung Anhaltspunkte für derartige Kriterien vermitteln? Vermutlich schon deshalb nicht, weil es unmöglich ist, sich darauf zu einigen, was als «Überleben» gelten soll. Was als Inbegriff der Bedingungen des Überlebens verstanden wird, ist geschichtlich und kulturell differenziert. Trotzdem enthält die Frage nach dem, was überlebens*notwendig* ist, einen wichtigen Hinweis darauf, auf welche Weise die meisten Menschen mutmasslich Gewalt gegen die Natur in einem sittlich und rechtlich relevanten Sinn intuitiv wahrzunehmen beginnen – dann und dort nämlich, wo *unnötig* Gewalt zugefügt wird. Anders gesagt: Man muss die Art, Intensität und Folgenträchtigkeit menschlicher Eingriffe in natürliche Prozesse und Strukturen zumindest dem Kriterium unterwerfen, dass sie *nicht unnötig, überflüssig und willkürlich* sind. Ein bekanntes Beispiel dafür ist die Einsicht, dass Kosmetika vielleicht von Menschen gewünscht werden, dass aber Tierversuche zu ihrer Entwicklung unnötig sind.

Menschen können mithin, was sie einander und der Natur antun, bewusst einschränken. Sie müssen und können Grenzen setzen. Aber sie finden diese Grenzen nicht wiederum in der Natur als vorgegeben, sondern erfinden sie aufgrund ihrer Vernunft. Wenn Menschen hingegen aus freier Einsicht ihrem Tun gegenüber anderen Menschen (Rechtssubjekten) oder gegenüber der Natur und ihren Gestalten (stellvertretend) keine Grenzen durch Recht setzen, dann massen sie sich ein «Recht» auf Willkür an, was im Grunde ein Widerspruch in sich ist. Willkür gegenüber einem anderen Menschen, aber auch gegenüber der Natur, für deren Schutz Menschen advokatorisch eintreten (können), wird zur Gewalt im engeren rechtlichen und sittlichen Sinne, wenn sie rechtswidrig Schmerzen, Leid und Tod zufügt. Was in diesem Sinne als

rechtswidrig angesehen wird, kann sich auf das, was unnötig und überflüssig ist, beschränken, aber auch sehr weit darüber hinausgehen.

Minimierung von Gewalt in und an der Schöpfung

Heute begegnet ein breites Spektrum sehr unterschiedlicher Phänomene von unnötiger, überflüssiger und willkürlicher Zerstörung und Gewalt hinsichtlich der natürlichen Mitwelt:

- in der Gewinnung, Nutzung und Wiederaufbereitung knapper organischer und anorganischer Lebensmittel
- in der Zerstörung historisch gewachsener Landschaft
- in der Tötung und im Verzehr von Tieren
- in der Art der Gewinnung, Verteilung und Nutzung von Energie
- in der Herstellung, Verwertung und Lagerung von Abfällen

Ohne Zweifel ist es Menschen möglich, die Vernutzung und Zerstörung ihrer natürlichen Mitwelt zu steigern oder zu verringern. Natur- und Tierschutz zielen seit langer Zeit auf einen möglichst schonenden Umgang mit allen Mitgeschöpfen. Auch und gerade der so genannte «Herrschaftsauftrag» der Bibel (Gn 1,28) legitimiert nicht den willkürlichen Gebrauch und Missbrauch der Natur. Er setzt die Menschen, die im Unterschied zu den Tieren über (begrenzte) Vernunft verfügen, zu Hütern der Schöpfung ein. Eine gute Herrschaft zerstört nicht willkürlich, sondern erhält, pflegt, fördert, gestaltet und verwaltet treuhänderisch im Dienst des allgemeinen Nutzens.

Besonders in den fünf genannten Hinsichten – natürliche Ressourcen, Landschaftsverbrauch, Tiernutzung, Energieproduktion, Abfall – ist es möglich und sinnvoll, Stück für Stück die Chancen einer Minimierung der menschlichen Nutzungs- und Zerstörungskraft durchzubuchstabieren. Ich denke nicht, dass es sinnvoll ist, nach gleichsam naturgesetzlichen Grenzen für den menschlichen Umgang mit der Natur zu suchen – so etwas wie naturim-

manente «Masse» vermag ich nicht zu erkennen. Das Mass, das seiner (potentiellen) Masslosigkeit Grenzen setzt, muss der Mensch, sofern er *homo sapiens* ist, selber suchen, bestimmen und durchsetzen. Ein Mittel dazu ist, alle naturzerstörenden Handlungen und Unterlassungen einem Begründungs- und Rechtfertigungszwang sowie darauf fussenden rechtlichen Genehmigungsverfahren zu unterwerfen, wie dies die moderne Umwelt- und Tierschutzgesetzgebung vielfach eingeführt haben. Das alte Prinzip des ethischen Tutorismus weist dabei in die Richtung einer Entscheidungsregel in der Beurteilung von Szenarien und Optionen, bei der die Beweislast auf Seiten derer liegt, die naturgefährdende oder –zerstörende Handlungen befürworten (siehe WBGU 1999). Wichtiger als die Frage, ob Tiere Träger von Rechten sein können oder sollen, erscheint mir daher beispielsweise im Feld der Tierversuche die konsequente Berücksichtigung der Beweislastregel der 3R-Strategie, derzufolge in jedem Falle zu prüfen ist, ob man die Zahl der Versuchstiere vermindern (reduce), die Methoden verbessern (refine) oder andere Verfahren ohne Tiere (replace) wählen kann. Derartige Beweislastregeln lassen sich für alle fünf genannten Problemfeldern operationalisieren; sie laufen alle auf eine systemische Analyse der Möglichkeiten hinaus, im Umgang mit der mitmenschlichen Natur die anthropogenen Einwirkungen so behutsam wie möglich und zumutbar zu gestalten. Die Grenzen, die Menschen auf diese Weise ihrem Tun setzen können, bedürfen dann jeweils politisch-demokratischer Willensbildung und Entscheidung sowie rechtlicher Gewährleistung.

In all diesen Hinsichten kann man eine Maxime formulieren (in Anlehnung an Hans Jonas): Handle so, wie Du wünschst, dass gehandelt werden müsste, damit die Erde ein Ort bleibt, wo kreatürliches Leben in seiner gewachsenen Vielfalt gedeihen kann.

Literatur

- Günter Altner: Ökologische Theologie. Perspektiven zur Orientierung. Stuttgart, 1989.
- Gotthard Bechmann (Hg.): Risiko und Gesellschaft. Grundlagen und Ergebnisse interdisziplinärer Risikoforschung. Opladen, 1993.
- Constanze Eisenbart (Hg.): Humanökologie und Frieden. Stuttgart, 1979.
- Hans Jonas: Das Prinzip Verantwortung. Frankfurt a.M. 1979.
- Ruth Kaufmann-Hayoz, Antonietta Di Giulio (Hg.): Umweltproblem Mensch. Humanwissenschaftliche Zugänge zu umweltverantwortlichem Handeln. Bern, 1996.
- Angelika Krebs: Ethics of Nature. Berlin-New York, 1999.
- Angelika Krebs: Ökologische Ethik I: Grundlagen und Grundbegriffe, in: Julian Nida-Rümelin (Hg.): Angewandte Ethik. Stuttgart, 1996, 346–385.
- Wilfried Lochbühler: Christliche Umweltethik. Frankfurt a.M. u.a. 1996.
- Klaus Michael Meyer-Abich: Wege zum Frieden mit der Natur. Praktische Naturphilosophie für die Umweltpolitik. München, 1984.
- Simone Rappel: «Macht euch die Erde untertan». Die ökologische Krise als Folge des Christentums? Paderborn u.a. 1996.
- Wissenschaftlicher Beirat der Bundesregierung Globale Umweltveränderungen (WBGU): Welt im Wandel. Strategien zur Bewältigung globaler Umwelt Risiken, Jahresgutachten 1998. Berlin u.a. 1999 (www.wbgu.de).

Religionen und Gewalt an der Schöpfung

Kurt Zaugg-Ott^o

Auf die Umweltkrise haben die verschiedenen Weltreligionen kaum eine aktuelle Antwort zur Hand. Ähnlich wie im Christentum geht es auch bei anderen Religionen darum, vorhandene Traditionen im Blick auf die gegenwärtigen Probleme zu aktualisieren. In den verschiedenen Weltgegenden sind die Religionsgemeinschaften von der ökologischen Krise bisher unterschiedlich herausgefordert gewesen. Während in Europa die christlichen Kirchen die Umweltfrage im Laufe der 1970er Jahre überhaupt als Problem wahrzunehmen begannen, entstand parallel in Indien die sogenannte «Chipko-Bewegung» auf hinduistischem Hintergrund als Protestbewegung gegen die Abholzung der Wälder am Himalaya. In unseren Gesellschaften gelten vor allem der Buddhismus und die indianischen Stammesreligionen als «ökologische Religionen». Oft dient die Hochachtung der anderen Religion wohl der Abgrenzung von der eigenen, in diesem Falle christlichen Religion, deren ökologisches Engagement dabei als ungenügend wahrgenommen wird. Der vorliegende Artikel nimmt die verschiedenen Religionen von aussen in den Blick. Es geht darum, diejenigen Grundgedanken der jeweiligen Religion vorzustellen, die grundsätzlich zur Überwindung von Gewalt an der Schöpfung beitragen können. Vielfach klaffen dabei ökologisches Ideal und alltägliche Wirklichkeit auseinander, wenn in den Religionen eigentlich vorhandene Möglichkeiten zu ökologischem Engagement nicht wirklich fruchtbar gemacht werden. Mangelndes ökologisches Engagement ist dabei nicht nur ein Kennzeichen des Christentums. Die ökologischen Probleme nehmen gerade auch in Asien ein immer grösseres Ausmass an. Beispielhaft seien hier vier Religionen und deren Beziehung zur Umwelt kurz vorgestellt: Islam, Buddhismus, Hinduismus und indianische Stammesreligionen.

Islam

Von wenigen Ausnahmen abgesehen, hat im Islam bislang keine umfassende Umweltdiskussion stattgefunden. Fuad Kandil stellt in den Gesellschaften der heutigen islamischen Welt eine grosse Diskrepanz zwischen real praktizierten und ideal hochgehaltenen Wertvorstellungen fest. Vieles sei einfach in der Praxis im Rahmen des um sich greifenden, globalen «Modernisierungsprozesses» übernommen worden (vgl. Kandil, 1996, 102). Umweltethische Fragen werden insbesondere in Sufi-Kreisen und von Muslimen in westlichen Ländern diskutiert. Das monotheistische Bekenntnis zum Einen Gott ist das wichtigste Grundprinzip des Islam (Es gibt keinen Gott ausser Gott). In vielen Koranversen ist davon die Rede, dass Gott die Welten und den Menschen erschaffen hat. Erde und Himmel gehören Gott (Sure 6,13, 20,5 u.a.). Der Mensch ist Teil der Einheit alles Geschaffenen. Als vernunftbegabtem Wesen steht dem Menschen als Stellvertreter Gottes auf Erden (Halifa, Sure 2,28) die gesamte Schöpfung zur Verfügung. Dieser Halifagedanke als schöpfungsethisches «concept of stewardship» ist jüdischen, aber auch christlichen Vorstellungen vergleichbar. Der Koran bietet Belege dafür, dass der Herrschaftsauftrag des Menschen über die Schöpfung an bestimmte Bedingungen geknüpft ist und der Mensch von Gott dereinst auch für seinen Umgang mit der «Umwelt» zur Rechenschaft gezogen wird. Die Verpflichtung auf gerechtes Verhalten ist für den Islam zentral (Sure 4,134). Güter, die Gott dem Menschen übergeben hat, dürfen genutzt, aber nicht missbraucht werden. Besonders angeklagt wird mutwillige Verschwendung (Sure 6,142 und 7,29). Denn Gott liebt Verschwender nicht. Umweltschädigendes Verhalten gilt prinzipiell als schweres Vergehen. Im Kommentar zu Sure 7,54: «Richtet kein Unheil auf Erden an, nachdem sie in Ordnung gebracht

^o Kurt Zaugg-Ott,
Dr. theol., Leiter der
Arbeitsstelle der
OeKU.

wurde» wird ausdrücklich das Verschmutzen von Wasser sowie das Abholzen von Frucht tragenden Bäumen als Vergehen genannt (vgl. Tworuschka, 1986, 53). Wichtige Aussagen finden sich im Koran zum Umgang mit Tieren. Gottes Fürsorge gilt für Mensch und Tier (Sure 29,60). Einen besonderen Schutz genießt im Koran das Kamel. Für das Verletzen von Kamelen wird Strafe angedroht (Sure 26,156). Begründet ist dieser Schutz in der Hirtenkultur der Beduinen, die aus der engen Schicksalsgemeinschaft von Mensch und Tier hervorging. Die Wüste wurde erst durch das Kamel für den Menschen bewohnbar. Islamische Rechtsgelehrte haben vor 700 Jahren zudem «Rechte, die der Mensch dem Vieh und dem übrigen Getier schuldet» formuliert. Dort sind eine Fürsorgepflicht für alte und kranke Tiere, detaillierte Haltungsvorschriften sowie Regeln für eine möglichst schonende Schlachtung von Tieren festgehalten (vgl. Kandil, 1996, 112).

Da der Mensch im Islam ungeachtet seiner Verfügungsgewalt über die Umwelt letztlich auf seinen Schöpfer als den Ursprung aller Dinge verwiesen wird, ist islamische Umweltethik theozentrisch. «Ein islamisch motivierter Umweltschutz bewahrt die Erde nicht um ihrer selbst willen, sondern aus Achtung vor Gottes Geboten. Mensch und Erde bilden als Geschöpfe Gottes eine Einheit und sind Gott unterstellt, auch wenn der Mensch einen Niessbrauch auf Zeit (Sure 2,34) über die ihm anvertraute Schöpfung besitzt.» (Tworuschka, 1986, 65) So zeigt sich, dass es eine islamische Naturethik gibt, die als Grundlage eines neuen Umweltbewusstseins in islamischen Ländern dienen könnte.

Buddhismus

Im Buddhismus der Neuzeit ist kein einheitliches Verständnis und Verhalten bezüglich der Umwelt zu erkennen. «Es gibt heute im Buddhismus sowohl weltfremdes Asketenleben, pessimistische Weltverneinung und wissenschaftsfeindliche Ablehnung der Technik wie auch Diesseits bejahendes soziale Engagement, zukunftsorientiertes Planen und Handeln und Überlegungen zu einem vernünftigen Umgang mit der Technik.» (Hamer, 1986,

87) Der Grund für diese Uneinheitlichkeit liegt in der Spannung zwischen buddhistischer Daseinsanalyse und Ethik.

Die erste «heilige Wahrheit», die Buddha verkündete, ist diejenige des «Gesetzes vom Entstehen in Abhängigkeit». Buddha erkannte, dass der Welt als dem sich stets Verändernden keine eigentliche Bedeutung zukommt. Dies führte zur buddhistischen Lehre von den fünf Gruppen von Daseinsfaktoren (dharma¹): körperliche Formen, Empfindungen, Wahrnehmungen, Gemütsregungen und Bewusstsein. Durch ihr Zusammenwirken bilden sie die belebte wie unbelebte Welt. Alles, was existiert ist durch anderes bedingt und verändert sich laufend. Es gibt kein Sein, sondern nur Werden. Alle fünf Gruppen von Daseinsfaktoren sind leidvoll. Am Ende steht immer wieder das Vergehen, der Zerfall, das Sterben.

«Als Ursache alles vergänglichen Seins gilt die Gier, die die innere Loslösung des Individuums von der scheinhaften Welt verhindert und es somit zu immer neuen Wiedergeburten führt.» (Hamer, 1986, 75) Die Umwelt weckt Empfindungen und Bedürfnisse im Menschen, zu deren Befriedigung er sich begierig und immer wieder von Neuem in den Kreislauf von Werden und Vergehen hineinbegibt. «Die Verstrickung in Werden und Vergehen seiner Umwelt zwingt den Menschen zur Wiedergeburt (samsāra), die entsprechend seinen Taten (karma) auf einer niederen oder höheren Stufe der Existenz erfolgt. Ziel des buddhistischen Heilstrebens ist, dem Leiden, dem Kreislauf der Wiedergeburten, durch Leidenschaftslosigkeit zu entgehen. «Die Selbstbefreiung von der Begierde ist die Verwirklichung der Freiheit, das Erreichen des Nirvāna.» (Hamer, 1986, 76) Die Umwelt ist folglich für den Heilsweg eines Buddhisten ohne Belang, ja kann ihn tendenziell sogar gefährden. Im Nirvāna, dem Erlösungszustand jenseits aller Vergänglichkeit, ist kein Raum für die Natur.

1 Der Begriff «dharma» hat verschiedene Bedeutungen: feststehende Weltordnung, Heilslehre, Wahrheit, Weg zur Wahrheit, Phänomene, Daseinsfaktoren (vgl. auch die Definition im Abschnitt zum Hinduismus, Seite 14, zweite Spalte).

Demgegenüber vertritt der Buddhismus eine weltzugewandte Ethik des Mit-Leidens und der Güte. Während in der Forderung, die Sinnesorgane zu kontrollieren, sich von der Begierde abzuwenden, eine Abwendung von der Welt erfolgt, hält die buddhistische Ethik zur aktiven Weltgestaltung an. Sie gilt als verdienstvolles Werk. Aus dem Gebot des Mit-Leidens ergibt sich das Verbot des Tötens, das die Forderung nach vegetarischer Ernährung einschliesst, um auch den Tieren kein Leid anzutun. Das praktische Verhalten von Buddhisten ihrer Umwelt gegenüber ist durch die Haltung des Mitgefühls mit allen Lebewesen bestimmt. Die buddhistische Umweltethik wird durch zwei ethische Prinzipien entscheidend geprägt:

- Die Karma-Lehre von den guten und schlechten Werken sowie
- Die Ahimsa-Lehre, die das Nichtverletzen gebietet und zugleich ein Töten und Schädigen von Lebewesen in jeglicher Form verbietet.

Die Ahimsa-Lehre gewinnt eine besondere Bedeutung darin, dass sie jegliche Beschädigung oder gar Zerstörung der Natur als Lebensraum der Tiere verbietet. «Es gibt im Buddhismus sogar die Auffassung, dass damit der biotopische Zusammenhang gemeint sei, so dass die Pflanzen nicht ausgeschlossen werden dürfen. Denn ein Beschädigen der Pflanzen bedeutet, dass Wohn- und Lebensraum von Tieren (vor allem Insekten) zerstört wird.» (Hamer, 1986, 94) Während der Buddhismus also in seiner Grundhaltung eher eine Abwendung von der Welt empfiehlt, kann er gerade in Zusammenhang mit der Lehre vom Kreislauf der Wiedergeburten eine weltzugewandte Ethik vertreten, die die gesamte Mitwelt miteinschliesst. Denn das Verhalten des/der Einzelnen anderen Lebewesen gegenüber (karma) bestimmt dessen Status bei der Wiedergeburt.

Hinduismus

Wie im Buddhismus ist im Hinduismus der Mensch Teil der Samsāra-Welt (Kreislauf/Wiedergeburt). Alle Aspekte dieser Welt hängen zusammen. Der Mensch ist als Teil

des Universums in ein Geflecht von Sichtbarem und Unsichtbarem eingebunden. Durch dharma-gemässes Verhalten (vgl. unten) unterstützt er dieses Geflecht des Lebens. Durch nachteiliges Verhalten verletzt er es. Im klassischen Hinduismus steht das Opfer (als *Aus-Gabe* oder *Sich-Verausgeben*, im Gegensatz zu *Ein-nahme*) als Ritus und später im Moralpsychologischen als Tugend im Zentrum. Diese geistige Grundhaltung geht davon aus, dass dort wo die Einheit des Menschen mit der Schöpfung gestört worden ist – sei es beispielsweise, dass der Mensch die Natur für sein Leben nutzt, diese durch Opfer wieder versöhnt werden muss. Das Opfer bildet die Grundlage der Schöpfung, es dient zur Regeneration, zur Wiederherstellung einer verlorengegangenen Einheit. Der Mensch hat sich an die von ihm unabhängig bestehende Ordnung (*rta*, vgl. Ritus) zu halten. Diese Ordnung wird im klassischen Hinduismus mit dem Begriff *Dharma* ausgedrückt. *Dharma* bedeutet die universelle Stabilität, die instand haltende Macht, das harmoniebildende Gleichgewicht und die Norm, die in Kosmos, Natur, Gesellschaft und individueller Existenz waltet. *Dharma-gemässes* Verhalten ist gekennzeichnet durch Mässigung und Selbst-einschränkung.

Jeder muss also seinen Anteil an der universellen Gesetzmässigkeit verwirklichen und damit die Harmonie in Natur und Gesellschaft stützen. Umgekehrt stört jedes *Dharma-verletzende* Verhalten die kosmische wie die gesellschaftliche Harmonie und stiftet Unordnung. Auch im Umgang mit der Natur denkt der Hinduismus in universalen Zusammenhängen. Der Übergang von einer «rein sachlichen» zu einer symbolischen Bedeutung verläuft fliessend. So ist ein Fluss in Indien nie nur eine nützliche Ressource zur Bewässerung sondern etwas Heiliges. Ein Fluss verbreitet den himmlischen Segen über das Land. Vergleichbares zeigt sich auch bei der noch immer lebendigen Baumverehrung. Bäume sind in Indien Repräsentanten der Vegetationsmacht, in ihnen zeigt sich das überall in der Welt anwesende Leben auf besondere Weise. Viele Heiligenlegenden erwähnen das Erreichen der entscheidenden Erleuchtung durch den betreffenden Heiligen, sitzend unter einem herausragenden Baum, Symbol der Verbindung von Himmel, Welt und Unterwelt, Symbol des Universums.

Die Überzeugung, dass der Mensch Mitgeschöpf der ihn umgebenden Welt ist, zeigt sich besonders in der Ahimsā, in der Haltung der Schonung allen Lebens. Es ist eine Haupttugend des Hinduismus, den Menschen in Frieden und Harmonie mit seinen Mitgeschöpfen leben zu lassen.

An Gedanken des klassischen Hinduismus knüpfte die indische Umweltbewegung des 20. Jahrhunderts an. Sie ist aus der unmittelbar betroffenen Landbevölkerung im Norden Indiens herausgewachsen. Ein Beispiel ist die Chipko- («umarmen»)Bewegung, die im Himalaya-Gebiet Anfang der 1970er Jahre entstanden ist. Dorfbewohner fingen an, sich gegen die Abholzungen zur Wehr zu setzen. Sie waren von Ghandis Methoden des gewaltlosen Widerstandes inspiriert. Durch das Umarmen von Bäumen schützten sie diese vor den Fällkommandos.

Was bringt uns der Wald ein?
Erde, Wasser und reine Luft.
Erde, Wasser und reine Luft
sind die Grundlage unseres Lebens.

Bäume können ohne den Menschen leben,
aber der Mensch kann nicht ohne Bäume überleben.

Slogans der Chipko-AktivistInnen (Vgl. Tüting, 1983)

Indianische Stammesreligionen

Eine einheitliche indianische Stammesreligion gibt es nicht. Die kulturelle Vielfalt der Indianervölker Nordamerikas ist vergleichbar mit der Vielfalt, wie sie in Europa existiert. Gemein haben sie, dass nur eine mündliche Überlieferung religiöser und philosophischer Traditionen existiert.

«Heilige Mutter Erde, die Bäume und alle Natur sind Zeugen Deines Denkens und Handelns.» Diese Weissagung des Winnebago-Stammes beschreibt die Kernaussage indianischen religiösen Verständnisses. «Mutter Erde bildet zusammen mit dem von den einzelnen Völkern unterschiedlich bezeichneten Grossen Geist das Zentrum des

Lebenszirkels, in dem sich die gesamte Natur vereint.» (Möllenberg, 1986, 143) Für einen Indianer hat jedes natürliche Ding eine Seele: «Alle Dinge haben nagi, Seele. Felsen und Tiere haben die Kraft, in Menschengestalt aufzutreten und zu einem Menschen im Traum oder in einer Vision zu sprechen.» (Möllenberg, 1986, 144) Für den Indianer gibt es darum nur eine völlige Gleichberechtigung innerhalb der Natur. Der persönliche Besitz von Land ist völlig ausgeschlossen. Bei der Suche nach Harmonie mit der Natur kommen vielfältigen Tanz-Zeremonien eine wesentliche Bedeutung zu. Die Idee des Naturschutzes und der Ökologie war eine gemeinsame Handlungsmaxime unter den Ureinwohnern des Kontinents. Joseph Bruchac, ein Abenaki aus den USA berichtet: «Betrachtet man Dinge unter dem Aspekt von Kreisen und Zyklen und trägt man Sorge für das Überleben der eigenen Kinder, dann beginnt man, die Prinzipien des gesunden Menschenverstandes anzuwenden. ... Man fragt sich, was wird geschehen, wenn ich die Bäume fälle und die Vögel nicht weiterhin darin nisten können? Was geschieht, wenn ich diese Hirschkuh töte, deren Rehkitz nicht überleben wird, um neue Generationen auf die Welt zu bringen. Was geschieht, wenn ich den Lauf des Flusses verändere oder einen Damm errichte, so dass die Fische, Tiere und Pflanzen flussabwärts des Wassers beraubt sind?» (Bruchac, 1993, 26) Die Ureinwohner Nordamerikas verfügen noch immer über Tausende von Erzählungen die daran erinnern, was geschieht, wenn der Natur Gewalt angetan wird und «es ist an der Zeit, dass die gesamte Welt zuhört.» (Bruchac, 1993, 26)

Fazit

Religionen, die der Erde «Heiligkeit» zusprechen, fällt es leichter, auf aktuelle Umweltprobleme zu reagieren. Indianisches oder hinduistisches Denken, wie es die Chipko-Bewegung prägt, kann jedoch kaum einfach «exportiert» werden. Indianisches Denken ist in modernen Industriestaaten nur schwer lebbar. Dies zeigt sich schon nur an der indianischen Überzeugung, dass der Mensch kein Land besitzen kann.

Jedoch können wir vom nichtdualistischen Naturverhältnis von Urvölkern wie den Indianern Wesentliches lernen: Dass Mensch und Natur zusammengehören; dass die Fürsorge vom eigenen Ich auch auf die anderen, auch künftigen Menschen und auf die empfindungs- und leidensfähigen Lebewesen und schliesslich auf alle Wesen ausgedehnt werden kann und soll. Diese ehrfürchtig-achtsame Haltung müssen wir natürlich erst lernen und einüben. Dazu ist bewusstes und konkretes Naturerleben wichtig, die Rück-Bindung der eigenen Praxis und Erfahrung an die Natur. «Dann kann sich der Erfahrungshorizont ändern und der Mensch als falsches Mass aller Dinge ersetzt werden – nicht durch die Natur, sondern – durch das grosse Beziehungsgefüge zwischen ihm, der natürlichen Mitwelt und dem gemeinsamen göttlichen Grund als neuem Massstab.» (Kessler, 1996, 253)

Die Natur als heilig zu erklären ist demgegenüber keine Garantie dafür, dass die Mitwelt geschont wird. Auch im hinduistisch geprägten Indien finden Umweltzerstörungen statt. «Naturvergessenheit» ist kein ausschliesslich westliches und christliches Phänomen. Protestbewegungen wie die Chipko-Bewegung vertreten meist Minderheiten, die ihr Engagement u.a. auch religiös begründen. Christentum, Judentum oder Islam haben die Möglichkeit nicht, die Natur an sich als Ort der unmittelbaren Gottesgegenwart und damit der Heiligkeit zu betrachten. Jedoch ist es ihnen möglich, über die Beziehung des Schöpfers zu allem Geschaffenen, diesem eine Würde zuzuerkennen. Zudem wird der Mensch als Verwalter der Erde an Gottes Stelle gesehen, dem eine besondere Verantwortung zukommt. Ausbeutung und Zerstörung der Natur müssten somit auch auf dem Boden der abrahamitischen Religionen eigentlich ausgeschlossen sein. Es zeigt sich, dass in allen Religionen ein Potential vorhanden ist, das für die Verminderung der Gewalt an der Schöpfung fruchtbar gemacht werden kann. Es gilt, die erwähnten Traditionen aufzuspüren und neu zu interpretieren. Dies kann durch Basisbewegungen von unten her geschehen, wie es die Chipko-Bewegung in Indien getan hat. Es besteht aber auch die Möglichkeit, dass religiöse Führungspersonlichkeiten die Denkarbeit auf sich nehmen und sich öffentlich auf dem Hintergrund ihrer Religion zu Umweltfragen äussern. Ein fruchtbares

Zusammenspiel der Bewegungen von Unten und Oben entstand beispielsweise im konziliaren Prozess für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung in den christlichen Kirchen.

Literatur

- Joseph Bruchac: Der Kreis ist das Konzept. In: Stimmen der Erde. Big Mountain Aktionsgruppe Hg. München, 1993.
- David L. Gosling: Religion and Ecology in India and Southeast Asia. Routledge: London, 2001.
- Holy Ground: The Guide to Faith and Ecology. Pilkington Press: Northamptonshire, 1997.
- Heyo E. Hamer; Rainer Neu: Buddhismus. In: Ethik der Religionen – Lehre und Leben. München, Göttingen, 1986, 70–105.
- Fuad Kandil: Gott, Mensch, Kosmos. In: Ökologisches Weltethos im Dialog der Kulturen und Religionen. Hans Kessler (Hg.). Darmstadt, 1996.
- Hans Kessler: Auf der Suche nach einem planetarischen Öko-Ethos. In: Ökologisches Weltethos. Ders. (Hg.) Darmstadt, 1996.
- Holger Möllenberg: Indianische Stammesreligionen. In: Ethik der Religionen – Lehre und Leben. München, Göttingen, 1986, 141–153.
- Ludmilla Tüting: Umarmt die Bäume: Die Chipko-Bewegung in Indien. Berlin, 1983.
- Monika Tworuschka: Islam. In: Ethik der Religionen – Lehre und Leben. München, Göttingen, 1986, 42–69.

Ist die Natur nicht selbst gewalttätig?

Sigrid Bachmann^o

Die Frage ist in sich provozierend. Es steigen Assoziationen auf: Aggression, Machttrieb, Selektion, Revier- und Territorialkämpfe, Konkurrenz, ökologische Nischen, Nahrungsketten, Überlebensstrategien etc. Und schon befinden wir uns mitten in Darwins Evolutionstheorie oder in der Verhaltensforschung.

Begriffe

Was verstehen wir heute unter Natur? Für Marx ist die Naturgeschichte die Vorgeschichte des Menschen. Bei Nietzsche wird erstmals die abendländische Stellung des Menschen gegenüber der Natur deutlich kritisiert: «Die Grosse Vernunft des Natürlichen bestimmt und regiert die Kleine Vernunft des menschlichen Denkens.» Horkheimer sagt: «Die instrumentelle Vernunft preist entweder die Natur als pure Vitalität oder schätzt sie gering als brutale Gewalt.» Heidegger spricht nicht von einem bestimmten Naturverständnis, das sich in der Technik manifestiert und bestimmend wird, sondern von einem Seinsverständnis. Übersetzt in unseren Naturbegriff bedeutet dies, dass der Mensch sich nicht um die Natur in ihrem Sein kümmert, sondern nur um das Natürliche im Hinblick auf seiner Bearbeit- und Veränderbarkeit. Natur als solche gerät zunehmend in Vergessenheit, obgleich sie immer die Grundlage menschlichen Schaffens darstellt. Indem Natur nur noch in der Machbarkeit und Beherrschbarkeit verstanden wird, entzieht sich die Natur, ist jedoch nicht weg. Sie zeigt sich heute vor allem in Form der zerstörten Umwelt und durch Formen der sinnlichen Wahrnehmung, die aus der Bahn geraten sind, in der Form eines Heuschnuppens genau so wie in der wissenschaftlichen Erkenntnis, die durch hochkomplizierte Apparate übersetzt worden ist.

Was ist Gewalt? Eine erweiterte Definition (Strafgesetzbuch) lautet: Gewalt ist eine körperlich oder physisch vermittelte, mit einem gegenwärtigen empfindlichen Übel verbundene Zwangseinwirkung.

Evolution und Gewalt

Die wissenschaftlichen Evolutionisten der ersten Stunde – C. Darwin, E. Haeckel oder T. H. Huxley hatten die Vergleichbarkeit des menschlichen Körperbaus mit dem der Tiere, besonders der Primaten, demonstriert und daraus die Abstammung des Menschen aus vormenschlichen, primatenartigen Vorfahren abgeleitet.

C. Darwin versteht die Natur und den Menschen in ihrer naturgesetzlichen Entwicklungsgeschichte, die zwar durch Vernunft erkennbar, nicht aber regulierbar ist. Der Mensch ist dabei primär durch seinen animalischen Charakter, durch seine Abstammung vom Tier zu verstehen. Der Geist ist ein Naturprodukt und den Naturgesetzen der natürlichen Selektion (Überleben des Stärkeren) und der Mutation (Veränderungen des Erbgutes) unterworfen, die nicht von Menschen gemacht sind.

Der Kampf ums Dasein ist ein Überlebenskampf. Dieses Kämpfen, dieses Konkurrieren um möglichst gute Lebensbedingungen mit der besseren Überlebenschance des Stärkeren darf meines Erachtens nicht als gewalttätig bezeichnet werden. Es handelt sich bei der Selektion vielmehr um ein Naturgesetz, dem alle Lebewesen unterworfen sind. Unter günstigen Bedingungen findet eine Überproduktion von Nachkommen statt. Diese unterscheiden sich von ihren Eltern nur geringfügig in ihrem Erscheinungsbild. Die Variation ist durch Veränderungen im Erbgut bedingt. Das Erbgut selbst verändert sich rein zufällig. Man nennt dies Mutation, eine weitere Triebfeder der Evolution. Jede Population (Gruppe gleichartiger Lebewesen bei gleichen Lebensbedingungen) weist aufgrund der Variation innerhalb gewisser Grenzen eine Vielfalt im Erbmaterial und damit auch im Erscheinungsbild der einzelnen Lebewesen auf. Somit ist die Wahrscheinlichkeit der Lebewesen, in ihrer Umwelt erfolgreich zu überleben, nicht gleich verteilt. Manche besitzen aufgrund ihres Erbgutes eine erhöhte Überlebenschance und dadurch eine höhere Wahrscheinlichkeit, sich zu vermehren.

^o Sigrid Bachmann, Dr. phil.nat., Ordensschwester und Biologielehrerin.

Dieses Ungleichgewicht bildet die Voraussetzung für den natürlichen Auslesevorgang (Selektion). Dieser Auslese-schritt erfolgt zwangsläufig, ohne vorgeplantes Ziel, und ist dennoch in der Lage, besser angepasste Individuen hervorzubringen. Der überlebende Teil dieser Generation ist somit besser an die Umwelt angepasst und kann sein Erbgut an die folgenden Generationen weitergeben. Durch diesen schrittweisen Prozess werden Erbeigenschaften ausgewählt, die einer Population das erfolgreiche Überleben sichern. Im Verlaufe von Generationen führt dieser Vorgang zu einer fortwährenden allmählichen Abänderung des Erbgutes (Mutation) und infolgedessen des Erscheinungsbildes. Dieser Vorgang wird als Makroevolution bezeichnet. Man erkennt nach genügend langer Zeit die Entstehung neuer Arten von Lebewesen. Es entstehen im Laufe der Evolution Ökosysteme mit ihrer Vielfalt an Erscheinungsformen und Lebewesen. «Die biologische Evolution, die Jahrtausende hindurch bestimmte Muster weiter gegeben und weiter entwickelt hat, lässt sich kaum genialer erklären als durch Intelligenz, die dem Leben innewohnt» (Weiler).

Verhaltensforschung und Gewalt

Der Verhaltensforscher K. Lorenz ist in seiner täglichen Arbeit zur Einsicht gelangt, «dass auch der Mensch ein Lebewesen ist und dass er, unbeschadet seiner hohen geistigen und kulturellen Leistungen in sehr vielen seiner Verhaltensweisen heute noch denselben Gesetzmäßigkeiten unterliegt wie andere Organismen auch.» Als Lebewesen natürlicher Herkunft bringt der Mensch ein Grossteil an Verhaltensweisen als phylogenetisches Erbe (Stammesgeschichte) mit und ist hierin sehr wohl den Tieren vergleichbar. Andererseits aber gibt es auch die geistigen und kulturellen Leistungen und die daraus resultierenden Verhaltensweisen, die allesamt im Tierreich nur anlagemässig oder keimhaft vorkommen. Entsprechend weist der Mensch Verhaltensweisen auf, die ihm alleine zukommen, wie begriffliches Denken, Entscheidungsfreiheit oder verantwortliche Moral. Kurz gefasst: «Der Mensch ist ganz gewiss ein Tier, aber es ist einfach nicht wahr, dass er nichts als ein Tier ist» (Lorenz).

Der Mensch nimmt unter allen Lebewesen eine Sonderstellung ein. Dazu noch einmal K. Lorenz: «Wer die Tiere einschliesslich die höchsten und uns am nächsten verwandten wirklich kennt und einige Einsicht in das stammesgeschichtliche Werden besitzt, wird dadurch erst in Stand gesetzt, die Einzigartigkeit des Menschen voll zu erfassen. Wir sind das Höchste, was die grossen Konstrukteure des Artenwandels auf Erden bisher erreicht haben.» Man kann darin die einzigartige menschliche Würde erblicken.

Gewalt in und an der Natur

Wir sehen Bilder, hören Reportagen, die zur Behauptung Anlass geben, die Natur sei in sich gewalttätig. Zwei kurze Illustrationen aus der Tierwelt:

- Ein Haiweibchen trägt 10 Junge in ihrem Uterus, was durch Röntgenaufnahmen belegt ist. Doch die Haimutter bringt nur ein lebendes Junges zur Welt. Die übrigen Neun wurden als Embryonen im Mutterleib aufgefressen. Überleben des Stärksten auf Kosten der andern!
- Löwenmännchen fressen mit Vorliebe die Jungen ihrer Rivalen auf (Kannibalismus), um ihre eigenen Gene an die Mutter der Jungen, meist das dominante Weibchen des Rudels, bei der Fortpflanzung weiterzugeben. Dadurch sichern sie sich ihre eigenen Nachkommen. Es geht in allen Fällen von Kindstötung für den Täter nachweislich um die Steigerung der eigenen Reproduktionsfähigkeit.

Rivalenkämpfe unter Männern mögen entscheiden, ob der einzelne seine Gene fortpflanzen kann. Ob die Spezies überlebt, hängt jedoch von der Flexibilität der Weibchen ab. Bei Kannibalismus und Rivalenkämpfen in der Tierwelt geht es ums Überleben und Sicherstellen des Erbgutes des Starken sowie der speziellen Tierart. Aggression zeigt sich in diesen Beispielen als positive Kraft, die sich sozusagen in sich selbst reguliert.

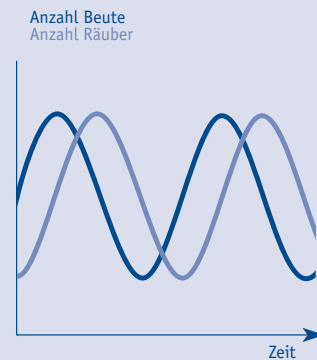
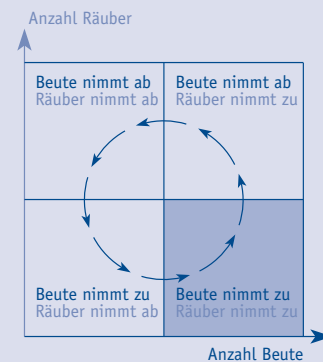
Ein Beispiel aus der Pflanzenwelt:

Wenn eine Pflanzenart durch extreme Lebens- und Umweltbedingungen gefährdet ist, kann sie erstaunliche Möglichkeiten zum Überleben entwickeln. Dazu ein Beispiel aus eigener Forschungsarbeit. Das Alpenrispengras (*Poa alpina* L) hat neben der Fähigkeit, normale Samen auszubilden, auch die Möglichkeit, sich durch Bulbillen (vegetative Auswüchse aus den Grasrispen) fortzupflanzen. Die Bulbillen fallen im Herbst ab, wachsen in den Boden ein und entwickeln sich zu jungen Graspflänzchen, die der Mutterpflanze vollständig identisch sind (uralte natürliche Methode von Klonen ohne künstliche oder gewaltsame Eingriffe). Daneben gibt es die samentragende Varietät des Alpenrispengrases, die für Erbgutvermischung über Fremdbestäubung und Befruchtung und somit für die Gesunderhaltung der Art (ohne Inzucht) sorgt. Die samentragende und die bulbillenträgende Varietät vermögen durch veränderte Umweltbedingungen ineinander umzuschlagen. Eine bewundernswerte Möglichkeit des Überlebens ohne jegliche Gewaltanwendung.

Übersicht

Gewalt im weiteren Sinne ist natürlich vorkommende Gewalt. Diese Eingriffe sind bedürfnis- und funktionsbedingt mit Rückkoppelungs- und Regulationsmechanismen und weisen keine irreversiblen Schäden in der Natur auf. «Gewalt» (Eingriff) kommt vor in und an **abiotischen Ressourcen** wie etwa das Aufwühlen des Bodens durch Wildschweine, Mäuse, Wildkaninchen. «Gewalt» (Eingriff) in und an **biotischen Ressourcen** (Lebewesen) gibt es auf verschiedenen Ebenen:

- *Tier – Tier*: Fleischfresser oder Karnivoren: zwischen den Arten, z. B. frisst der Fuchs Mäuse, der Wolf Schafe, innerhalb der Art z. B. Hai (siehe oben).
- *Nahrungsketten*: z. B. Algen → Ruderfusskrebchen → Jungfische → Heringe → Buckelwal.



Wechselbeziehung zwischen Räuber und Beute:

Die obere Graphik zeigt, wie bei grosser Häufigkeit der Beute die Räuber zunehmen, bei grosser Häufigkeit der Räuber die Beute abnimmt. Daraus resultieren phasenverschoben zyklische Schwankungen von Räuber und Beute (untere Graphik). Die Populationen beider Arten regulieren sich also gegenseitig. Das ökologische Gleichgewicht bleibt erhalten.

Aus: Frank A. Klötzli: Ökosysteme. Stuttgart, Jena, 3. Auflage 1993, 267.

Bei den Nahrungsketten, bzw. Nahrungspyramide steht am Anfang immer eine grüne Pflanze, die alleine fähig ist durch die Fotosynthese aus anorganischen Substanzen eine organische Verbindung herzustellen (Traubenzucker) und zusätzlich Sauerstoff, der lebensnotwendig für die Atmung aller Lebewesen ist. Daher sind Pflanzen von unschätzbbarer Bedeutung in der Natur.

Neben der Ernährung und der Fortpflanzung (siehe Beispiele) gehören auch die Behausung, der Schutz vor Kälte, Hitze, Feinden etc. zu dieser Form von Eingriffen.

Gewalt im engeren Sinne ist **nicht naturbedingte Gewalt**, ist weder bedürfnis- noch funktionsbedingt

und wird nur vom Menschen ausgeübt. Sie geht meist über das natürliche Mass hinaus und hat *irreversible Schäden* in der Natur zur Folge.

- «Gewalt» (Eingriff) an und in abiotischen Ressourcen, z.B. Boden, Wasser, Luft durch Verschmutzung, Energieverschwendung etc.
- «Gewalt» (Eingriff) an und in biotischen Ressourcen, z.B. Abholzung, Ausrottung von Pflanzen- und Tierarten, Massentierhaltung etc.

Mensch und Gewalt in der Natur

Nach all dem Gesagten darf nicht von der gewalttätigen Natur gesprochen werden, höchstens vom gewalttätigen Menschen, der dank seiner geistigen Entwicklung fähig geworden ist, sich selbst und sein Tun zu hinterfragen. Der Mensch ist einerseits Teil der Natur, andererseits besitzt er die geistigen Fähigkeit, sozusagen aus dem Geschehen herauszutreten und es auf Distanz zu analysieren. Diese Fähigkeit begründet erst seine Verantwortung gegenüber der Natur. «Menschliche Intelligenz ist genetisch angepasst an die Aufgabe, auf dieser Erde zu überleben. Wir haben zu begreifen, dass Überleben nicht von der Durchsetzungskraft des Stärkeren, sondern von der Anpassungsfähigkeit abhängt» (Weiler).

Allein das menschliche Verhalten gegenüber der übrigen Natur kann als überheblich, ja sogar als gewalttätig bezeichnet werden. Dem Menschen ist es dank seiner Entscheidungsfähigkeit möglich, die Verantwortung, die ihm in die Hände gegeben ist, wahrzunehmen und entsprechend zu handeln. Trägt der Mensch zum Teil nicht selbst die Schuld daran, wenn seine Würde und Willensfreiheit in modernen Wissenschaftszweigen immer neu in Frage gestellt werden?

Und was ist mit Orkanen, Überschwemmungen, Erdbeben, Feuerbränden etc., die im Lehrbuch unter abiotischen Selektionsfaktoren finden sind? Lassen wir vorerst direkt Betroffene sprechen. Pfarrer Sarbach aus Gondo stellt die Naturkatastrophen in einen grösseren Rahmen: «Die Erde

schreibt ihre Entwicklungsgeschichte weiter in ihrem jährlichen Weg um die Sonne und die tägliche Drehung um sich selbst. Sie verändert ihr Gesicht dauernd, indem sie Wasser bald in Form von Dampf, bald in Form von Schnee und Eis und dann wieder in flüssiger Form verwendet, ihr Gewand durch gewaltige Erdbeben zurechtrückt und den Faltenwurf durch Vulkanausbrüche, Flächenbrände und Stürme neu anordnet. Das alles liesse sich mit einem Staunen erregenden Schauspiel vergleichen, wenn da nicht der Mensch wäre, dem in seiner Zerbrechlichkeit derartige Veränderungen schlecht bekommen. Katastrophen für immer verhindern kann auch die ausgeklügeltste Logistik nicht. Denn die Gesetze der Natur unterliegen nicht notwendigerweise den Gesetzen menschlicher Machbarkeit. ... Naturgesetze sind Sakramente (Zeichen), denen die Materie für immer unterworfen ist» (Keller).

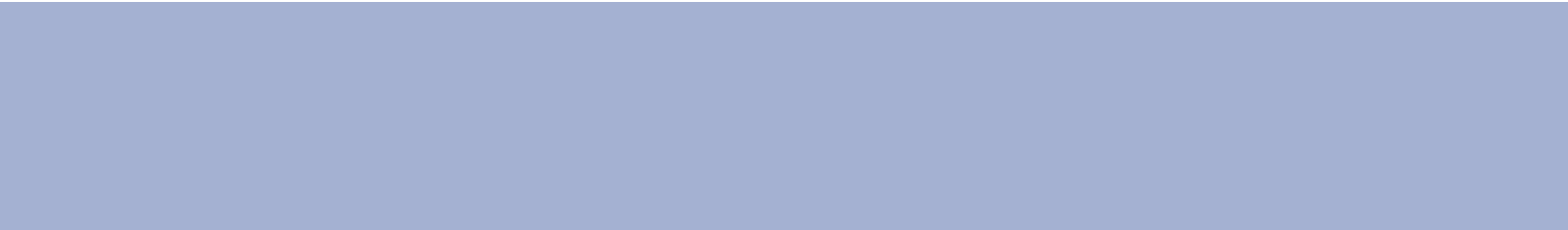
Dann stellt sich die Frage: Was ist unser Schuldanteil an den Naturkatastrophen? In unseren Breiten hat eben erst «Lothar» gewütet, bedroht auftauender Permafrost viele alpine Gebiete, gehören Überschwemmungen und Erdstöße zur Tagesordnung, haben wir eben einen extrem heissen Sommer hinter uns. Das kleine Dorf Gondo am Simplon ist ein erschreckendes Mahnmal. Uns allen sitzt die geheime Befürchtung im Nacken, dies alles könnte eine gemeinsame Ursache haben: Klimaerwärmung! Sie ist vermutlich kurz- oder langfristig die Hauptursache. Man spricht von Naturgewalten, von Naturkatastrophen. Klarer formuliert, die Natur schlägt zurück, da ihr Gewalt angetan wurde.

In vielen Fällen sitzt der Mensch auf der Anklagebank, der im Umgang mit der Natur als gewalttätig verurteilt wird. Für manche seiner kopflosen Handlungsweisen der Natur gegenüber ist er wirklich verantwortlich. Es wäre tröstlich zu wissen, dass wir uneinsichtige, kleine Bastler sind, die die universalen Makro- und Mikroprozesse unserer Erde und des Kosmos nicht zu erfassen vermögen. Zur Zeit sieht es jedoch so aus, als ob ein zünftiger Schub von Gewalt von Seiten des Menschen auf die Natur ausgeübt würde. So müsste die anfänglich gestellte Frage «Ist die Natur nicht selbst gewalttätig?» anders lauten. Etwa so: Wo und wie übt der Mensch Gewalt auf die Natur und damit auf sich selber aus, da er selbst Teil der

Natur ist und sich dessen viel zu wenig bewusst ist?
Wagner redet in Goethes Faust grossartig daher: «Ach wie herrlich weit haben wir's doch gebracht.»
Könnten wir unsere Gewalttätigkeit der Natur gegenüber ehrlich anschauen, und wo immer möglich, dieser schweigsamen, duldsamen, starken Frau Natur einsichtiger und schonender begegnen, um nicht Wagners Illusion anheimzufallen? «Wir sind noch immer damit beschäftigt, zum Bewusstsein zu erwachen» (Dithfurth). «Wir sind noch immer dabei Mensch zu werden» (Weiler).

Literatur

- Hoimar von Ditfurth: Evolution – ein Querschnitt der Forschung. Hamburg, 1975.
- Franz Kohl: Ethologie und menschliches Verhalten (Praxis der Naturwissenschaften, Biologie 7152). Köln, Leipzig, 2003.
- Konrad Lorenz: Eigentlich wollte ich Wildgans werden, mit Essays von Irenäus Eibl-Eibesfeldt und Wolfgang Schleidt. München, 2003.
- Elke Rottländer: Artkonzept, Grundtypenmodell – Evolutionstheorie, Schöpfungsglaube (Praxis der Naturwissenschaften, Biologie, 8152). Köln, Leipzig, 2003.
- Josef Sarbach: Zeit und Ewigkeit, Reflexionen zum 14. Okt. 2000 in Gondo (unveröffentlicht).
- Gerda Weiler: Eros ist stärker als Gewalt, Band I Der aufrechte Gang des Menschen, Band 11, Eine feministische Anthropologie. Königstein, 1993 bzw. 1994.



Warum wir Natur lieben und dennoch zerstören

Irenäus Eibl-Eibesfeldt^o

Welche Chancen hat der Mensch als biologisches Wesen, geprägt von der Evolution, sich seine Umwelt zu bewahren? Sein Handeln wird dominiert vom Wettlauf im Hier und Jetzt. Aber seine Liebe zur Natur und zu seinen Kindern könnte ihn befähigen, die Folgen seines Handelns und damit die Zukunft besser zu bedenken.

Der Mensch ist eine «unerträglich erfolgreiche Spezies», meinte Hubert Markl 1986 sehr treffend. «Unerträglich» bezog sich dabei auf die zunehmende Zerstörung der Umwelt. Eine unserer Schwierigkeiten im Umgang mit der Umwelt liegt darin begründet, dass wir als Ergebnis einer über abermillionen Jahre laufenden Entwicklung auf dem «Wettlauf im Jetzt» selektiert wurden. Evolution plant nicht über Generationen voraus, erst wir Menschen können dies. Wir Menschen könnten ein generationenübergreifendes Überlebensethos entwickeln, das unsere weitere Existenz- und unsere Weiterentwicklung absichert. Die Voraussetzung dafür ist allerdings die Überwindung der Falle des Kurzzeitdenkens.

Die Chancen für die Überwindung des Kurzzeitdenkens stehen nicht schlecht. Zuerst müssen wir einmal bereit sein, uns wahrzunehmen, wie wir sind und wie wir das wurden, was wir sind. Wir werden daran erkennen, dass uns die Evolution mit positiven ebenso wie mit Problemanlagen ausstattete. Die Bewusstmachung beider ist Voraussetzung für eine rationale Steuerung unseres Kurses im Lebensstrom.

Vom Typus her sind wir Menschen Generalisten, das heisst nicht einseitig auf eine eng begrenzte Lebensweise spezialisiert. Das hat es uns ermöglicht, so gut wie alle Lebensräume der Kontinente zu besiedeln. Unsere Hände sind vielseitig verwendbar. Der körperliche Generalist ist ein Kulturwesen von Natur, er ist dazu mit einem hochentwickelten Zentralnervensystem ausgerüstet, das Informationen speichern und intelligent verarbeiten kann und das vor allem über Strukturen verfügt, die es ihm erlaubten, Sprache zu erwerben und sich mit Hilfe dieser Wortsprache über Vergangenes, Zukünftiges und Abwesendes zu unterhalten. Wir können Verhaltensrezepte weitergeben, ohne sie vormachen zu müssen, und darauf schliesslich baut sich unsere kumulative Kultur. Wir sind in diesem Sinne dank unserer stammesgeschichtlichen

Programmierung, die uns diese Hirnregionen als biologisches Erbe bescherten «Kulturwesen» von Natur. Zu den Anpassungen im «Dienste» der Kultur gehört auch unsere Weltoffenheit, die in enger Verbindung mit unserer konstitutiven Neugier steht. Der Mensch bleibt – im Unterschied zu anderen höheren Wirbeltieren – bis ins hohe Alter neugierig und damit in gewisser Weise jugendlich. Dank dieser und anderer Eigenschaften haben wir uns über diese Erde verbreitet wie keine Art zuvor, und wir schufen uns mit der technischen Zivilisation eine Umwelt, für die wir eigentlich nicht geschaffen sind. Denn über die längste Zeit unserer Geschichte lebten unsere Vorfahren auf der Stufe altsteinzeitlicher Jäger und Sammler mit einer sehr einfachen Werkzeugkultur in kleinen Gemeinschaften, in denen jeder jeden kannte. Wir befinden uns damit zum Beispiel in der nicht unproblematischen Situation, dass Supermächte mit ungeheurem Machtpotential von Präsidenten mit steinzeitlicher Emotionalität regiert werden.

Das heisst nun nicht, dass unsere Emotionalität grundsätzlich problematisch wäre. Das Problem liegt in der in bestimmten Situationen offenbar unzureichenden Fähigkeit zur rationalen Selbststeuerung begründet. Wir neigen zur emotionalen Eskalation, und ein übertriebenes Machtstreben kann ebenso gefährlich werden wie ein übertriebenes Gut-tun-Wollen.

Die Falle des Kurzzeitdenkens

Eine der Problemanlagen haben wir bereits kurz angesprochen, unsere phylogenetische (Phylogenese=Stammesentwicklung) Programmierung auf den Wettlauf mit dem Jetzt. Sie hat uns eine exploitative, gewinnmaximierende Grundhaltung aufgeprägt, die unter anderem von einem Streben nach Dominanz angetrieben wird. Unser Problem besteht darin, dass uns die Natur eben

^o Irenäus Eibl-Eibesfeldt, Prof. emeritus, war bis 1996 Leiter der Forschungsstelle für Humanethologie in der Max-Planck-Gesellschaft in Andechs (D). Gekürzte Fassung eines Artikels, der unter demselben Titel erschienen ist in: *Dossier 5 Klima und Energie. Spektrum der Wissenschaft, Heidelberg, 1996*. Vgl. auch: Irenäus Eibl-Eibesfeldt: *In der Falle des Kurzzeitdenkens*. München, 1998.

keine Bremsen für den Umgang mit der Natur angezuchtet hat. Der Wettlauf im Jetzt gebot, Chancen maximal zu nutzen.

Für dieses Konkurrenzverhalten hat uns die Natur mit einem Dominanzstreben begabt. Es wurde ursprünglich sicher für die innerartliche Auseinandersetzung entwickelt, für den Wettstreit um begrenzte Güter wie Territorien oder Geschlechtspartner. Beim Menschen erwies es sich auch bei der Auseinandersetzung mit der Natur als dienlich. Wir kämpfen mit den Naturgewalten, wir machen uns die Erde untertan, verbeissen uns in Aufgaben und attackieren Probleme. Und das ist ja nicht grundsätzlich schlecht. Aber die aggressive Terminologie weist auf den Ursprung dieser Motivation zum «Sieg» über die Natur hin und damit auf ein Problem.

Das Streben nach Dominanz und Macht ist gegen Eskalation nicht abgesichert. Während Hunger, Durst und andere Triebe über das Erreichen einer abschaltenden Endsituation oder interne abschaltende physiologische Mechanismen gegen ein Zuviel und damit auch gegen den Missbrauch der mit ihnen verbundenen Lustmechanismen abgesichert sind, wird das Streben nach Macht beim Mann bei Erfolg durch einen Hormonreflex in positive Rückkoppelung bekräftigt. Diese positive Rückkoppelung führt dann allerdings auch dazu, dass unser Streben nach Macht und Ansehen von Erfolg zu Erfolg angeheizt wird, daher neigt es zur Eskalation.

Das ungebremste Streben nach Ansehen und Macht führt zu einer Erscheinung, die ich einmal als systemimmanente Dynamik menschengeschaffener Organisationen beschrieben habe. Jede menschengeschaffene Organisation neigt dazu, sich zu verselbständigen, zu wachsen und in gewisser Hinsicht eine eigene Dynamik zu entwickeln, die sich zunehmend der Kontrolle ihrer Schöpfer entzieht und zum Selbstzweck ausartet. Wachstum ist, wie Konrad Lorenz einmal hervorhob, ein archaischer Positivwert. Schon der altsteinzeitliche Jäger und Sammler erlebte es positiv, wenn sich die Tiere des Feldes vermehrten, wenn die Pflanzen wuchsen, und wenn er selbst erfolgreich viele Kinder aufzog. Diese positive Einschätzung blieb uns erhalten, auch wenn Wachstum heute mit immer grösseren Risiken behaftet ist, denn es ist nicht Natur, deren üppiges Gedeihen wir fördern, sondern

Wachstum exploitativer Art, das sich unter anderem aus der Nutzung nicht ersetzbarer fossiler Energieträger nährt.

Diese systemimmanente Dynamik menschengeschaffener Organisationen führt oft dazu, dass wir die Kontrolle über die Kinder unseres Geistes verlieren. Von diesem Dynamiksyndrom sind Verwaltung, Schule, Strassenbau, kurz, wohl die meisten menschengeschaffenen Organisationen beherrscht. Sie wachsen und entziehen sich zuletzt unserer Kontrolle, wenn wir nicht die systemimmanente Dynamik in Rechnung stellen und eine rechtzeitige Aufgabengrenzung, ein Auslaufen oder einen Funktionswandel einplanen. Eskalierender Betätigungsdrang stiftet Schaden und engt im Bürokratischen die Freiheiten der Bürger ein.

Das eben zu Ende gegangene Jahrhundert war von Bemühungen um rationale Problemlösungen gekennzeichnet. Sie krankten allerdings daran, dass sie die menschliche Natur nicht in Rechnung stellten und ihre Wirtschafts- und Sozialtheorien zu Glaubensbekenntnissen dogmatisierten, was Fehlerkorrekturen behinderte. Gegenwärtig gefährdet die Dogmatisierung der neoliberalen Vorstellung von einem völlig freien Wettbewerb den inneren und äusseren Frieden.

Da sich die neoliberale Marktwirtschaft gerne auf die Natur beruft, die man sich zum Vorbild nehme, etwa mit der Bemerkung «die Durchsetzung des Stärkeren im freien Wettbewerb und das Absinken der Schwachen auf die Armutsgrenzen sei in Übereinstimmung mit der Natur», sei von biologischer Seite darauf hingewiesen, dass wir Biologen zwar die grosse Bedeutung des Wettbewerbes als treibende Kraft der biologischen und kulturellen Evolution nie in Frage stellten, aber damit keineswegs für einen rücksichtslosen Wettbewerb ohne Regeln plädieren. Es gibt ihn zwar. Wenn im Frühjahr Tausende von Fichten keimen und einander im Lichthunger zu überwachsen suchen, dann wird uns dies in dramatischer Weise vorgeführt. Bei Wirbeltieren, die uns hier aus verständlichen Gründen besonders interessieren, sind die Auseinandersetzungen um begrenzte Ressourcen zwischen Artmitgliedern im allgemeinen aber so geregelt, dass das Risiko, Schaden zu erleiden, für beide Kontrahenten herabgesetzt ist.

Bei Säugern entwickelten sich ferner im Zusammenhang mit der Evolution individualisierter Brutfürsorge fürsorgliche Verhaltensweisen und Motivationen sowie die Fähigkeit, individualisierte Bindungen herzustellen, was uns neue Möglichkeiten eines auf Freundlichkeit, Liebe und Empathie begründeten, dauerhaften Zusammenlebens ermöglicht.

Dank unserer Wortsprache sind wir ferner in der Lage, unsere emotionell begründete Fixierung auf den Wettlauf im Jetzt zu überwinden, da wir uns Vergangenheit und Zukunft «vergegenwärtigen» können.

Generationenübergreifendes Überlebensethos

Einsicht allein hilft aber nicht, die Fallen des Kurzzeitdenkens oder des Machtstrebens zu vermeiden. Das rational als notwendig Erkannte lässt uns kalt, wenn die negativen Folgen unseres Tuns erst zwei Generationen später spürbar werden: «Nach uns die Sintflut» ist eine Haltung, die der Entwicklung eines generationenübergreifenden Überlebensethos entgegenwirkt. Den stark affektiv besetzten Hindernissen, die einer einsichtigen Verhaltenssteuerung entgegenstehen, müssen wir ausser unserer Einsicht auch ein starkes affektives Engagement entgegensetzen. Im Wesentlichen können wir zwei uns angeborenen Verhaltensdispositionen nutzen: unsere Naturliebe und unser starkes fürsorgliches Engagement für Kinder. Beides basiert auf uns angeborenen Dispositionen, die wir bewusst kultivieren können. Unsere Liebe zur Natur ist zunächst ästhetisch in der Liebe zu Pflanzen begründet (Phytophilie). Pflanzen sind für uns Indikatoren einer lebensfreundlichen Umwelt. Wo sie wachsen, da konnten sich unsere Ahnen niederlassen und da fühlen wir uns auch heute noch wohl. Der naturferne Städter kultiviert Pflanzen auf seinem Balkon und zieht sie in Töpfen in seiner Wohnung und keineswegs um sie zu verspeisen, sondern aus ästhetischen Gründen. Deshalb hängt er auch Landschaftsbilder an seine Wände und schmückt seine Vorhänge mit Pflanzenornamenten. Untersuchungen in Krankenhäusern haben ergeben, dass der Blick auf Grünanlagen mit Bäumen Kranke schneller gesunden lässt als Kontrollgruppen, die bei gleichen

Erkrankungen im gleichen Hospital nur auf die Wände von Nebengebäuden blicken können. Die ästhetisch begründete Naturliebe setzt der Zerstörung allerdings nur Grenzen, wenn wir sie unmittelbar betroffen erleben. Wir lieben ferner Gewässer, und wir lieben Tiere, denn auch sie sind Indikatoren einer gesunden Umwelt.

Dem «Nach uns die Sintflut» kann schliesslich unser affektiv betontes Interesse am Schicksal unserer Kinder abhelfen. So wie es uns gelungen ist, das familiale Kleingruppenethos auf die Grossgruppe auszudehnen, so sollte es auch gelingen, über eine affektive Ankoppelung nicht nur ein Engagement für unsere Kinder und Enkel, sondern auch danach folgender Generationen zu entwickeln. Dazu mag ferner das Bewusstsein beitragen, dass wir den ungezählten Generationen unserer Vorfahren das kulturelle Erbe verdanken, auf dem wir weiter aufbauen, ein Bewusstsein, das uns eine moralische Verpflichtung auferlegt: die Verpflichtung, so zu handeln, dass auch künftige Generationen Lebensglück erfahren.

Das ist Aufgabe der Erziehung, die dabei auch an das Pflichtbewusstsein appellieren kann. Wir verdanken dem Kollektiv unserer Vorfahren ein reiches kulturelles Erbe, unsere Sprache inbegriffen, und daraus wächst wohl die Verpflichtung, auch künftigen Generationen durch Erhaltung des Ökosystems und der für das Überleben notwendigen Ressourcen die Möglichkeiten zu weiterer kultureller Entfaltung zu erhalten.

Wenn es uns gelingt, ein zivilisiertes, generationenübergreifendes Überlebensethos zu entwickeln, dann eröffnen sich uns gar nicht vorhersehbare Entwicklungschancen. Man kann sich wirklich nicht ausdenken, was eine Spezies, die sich in einem Jahrhundert von den ersten unbeholfenen Automobilen bis zur Raumfahrt, vom Maschinenzeitalter weit ins elektronische Zeitalter vorarbeitete, was die Menschheit in weiteren zehntausend oder mehr Jahren kultureller Entfaltung noch alles erreichen könnte, wenn sie sich nicht vorher umbringt.

Literatur

- Irenäus Eibl-Eibesfeldt: Die Biologie des menschlichen Verhaltens. München, Zürich, 1995.
- Irenäus Eibl-Eibesfeldt: In der Falle des Kurzzeitdenkens. München, 1998.
- Irenäus Eibl-Eibesfeldt: Universalien im menschlichen Sozialverhalten und ihre Bedeutung für die Normenfindung. In: Alfred K. Tremml (Hg.): Natur der Moral? Ethische Bildung im Horizont der modernen Evolutionsforschung. edition ethik kontrovers 5. Frankfurt a. M. 1997, 10–16.
- Irenäus Eibl-Eibesfeldt: Die Falle des Kurzzeitdenkens. In: Dieter Ruloff (Hg.): Praxis der Freiheit – Grenzen der Sicherheit. Zürich, Chur, 2003.

«Gewalt gegen die Schöpfung» als mehrstufige Handlung

Mario von Cranach*

Zielsetzung

Der Gewaltbegriff wird in vielen verschiedenen Zusammenhängen und in verschiedenen Funktionen verwendet:

- als theoretischer (analytisch-deskriptiver) Begriff
- als empirischer («operationalisierbarer») Begriff
- als (politischer) Kampfbegriff.

In diesem Aufsatz geht es mir um die erste Funktion. Ich versuche zu klären, was es bedeuten kann, wenn man nicht nur metaphorisch von Gewalt gegen die Schöpfung, gegen die Natur spricht. Wie und in welchen Bedeutungen kann man den Gewaltbegriff in diesem Kontext sinnvoll verwenden, und welche Differenzierungen sollten dabei getroffen werden? Gewalt gegen die Schöpfung verstehe ich dabei vor allem in einem engeren Sinn als **Gewalt gegen die Natur** und klammere Mensch und Gesellschaft, die ja auch zur Schöpfung gehören, einmal aus. Denn dort stellt sich das Gewaltproblem in vieler Hinsicht anders.

«Gewalt» als Handeln

In allen üblichen Verwendungen geht es um die Analyse menschlicher Gewalt zum Zwecke ihrer Verhinderung. Gewalt wird dabei als **schädigende Tätigkeit** oder **Handlung** aufgefasst (zur Handlungspsychologie siehe v. Cranach & Tschan, 1997). Handlungen sind (mehr oder weniger) **bewusstes und gewolltes Verhalten**. Damit wird unterstellt, dass ein handelndes Subjekt («Täter»)

- ein **Motiv** oder Ziel verfolgt, welches eine Repräsentation des Endzustandes darstellt und der Handlung die Richtung gibt
- einem Plan folgt, der eine Repräsentation des Weges zum Ziel darstellt
- eine Ausführung des Plans als physische Aktivität vornimmt
- und damit ein Ergebnis (als angestrebte schädigende Wirkung) erzielt

- welches dann schliesslich evaluiert und **konsumiert** wird.

Handlungen können nur stattfinden, wenn sie **objektiv möglich** und subjektiv **als möglich vorgestellt** werden – ein im ökologischen Zusammenhang wichtiges Merkmal.

Wichtig ist ferner, dass Handlungen **Wissen** voraussetzen und durch **Wertvorstellungen** beeinflusst werden: Wissen steuert Handeln, Handeln bringt Wissen hervor. Wertvorstellungen stehen hinter Motiven und Zielen und bestimmen schwierige Entscheidungen.

Schliesslich sind in unserem Kontext noch **Handlungsfehler** bzw. **Fehlhandlungen** wichtig. Eine ihrer wichtigsten Ursachen liegt darin, dass Handlungen ausser den beabsichtigten Zielen fast immer **Nebenwirkungen** erzeugen, die häufig nicht antizipiert werden.

Gewalt als Handlung wird z. B. unterstellt in der Definition des mit der Gewalt im Alltag befassten «Nationalen Forschungsprojektes Nr. 40»: Es geht von *«physischer Gewalt aus, unter der die körperliche Einwirkung auf andere Menschen und deren Eigentum sowie die Androhung solcher Einwirkungen verstanden wird...»* (Pieth u. a., 2002).

Da Gewalthandlungen in der herkömmlichen Verwendung als Schädigung gegen andere Subjekte gerichtet sind, stehen den Tätern **Opfer** gegenüber.

Gewalt als mehrstufiges Handeln

Entsprechend dem individualistischen Vorurteil der gegenwärtigen Sozialwissenschaften werden die Subjekte der Gewalthandlungen, Täter und Opfer, meist als Individuen

* Mario von Cranach, Prof. emeritus, war Professor für Psychologie an der Universität Bern.

aufgefasst. Tatsächlich aber sind menschliche Handlungen oft **mehrstufig** organisiert; so auch Gewalthandlungen. Mehrstufig bedeutet, dass eine Handlung auf mehreren sozialen Stufen einer sozialen Ordnung abläuft, deren Prozesse zusammenspielen (v. Cranach & Tschan, 1990). Charakteristische Stufen (mit jeweils verschiedenen Handlungsmerkmalen) können z. B. sein:

- eine Gesellschaft als Ganzes,
- eine Organisation,
- eine Gruppe,
- eine Person (Individuum).

So ist die staatliche Ratifizierung des Kyoto-Protokolls die Handlung einer ganzen Gesellschaft, die durch ihre Unterorganisationen (Verwaltungen, NGO's, Parlament und Regierung) und verschiedene Individuen (Interessenvertreter, Umweltminister etc.) vorbereitet und schliesslich durch eine Person (z. B. den Präsidenten) ausgeführt wird. Wie aus dem Beispiel ersichtlich, gilt:

- Ausgeführt werden die Handlungen sozialer Systeme letzten Endes immer durch Individuen, die für das System handeln.
- In ein und derselben mehrstufigen Handlung können die Motive, Ziele und Pläne der Einheiten auf den verschiedenen Stufen ganz verschieden sein.

Im vorliegenden Fall kann z. B. das Ziel für den Staat die ökologische Zusammenarbeit im Rahmen einer internationalen Organisation, das Motiv des Präsidenten hingegen die Erhöhung seines persönlichen Prestiges sein.

Gewalt gegen die Schöpfung und die Natur

Auch sie ist eine (meist mehrstufige) Handlung, die aber einige Besonderheiten zeigt.

Ein neues Opfer-Konzept

Die Einsicht, dass die Natur und Schöpfung hier in der Rolle eines **nicht-personalen Opfers** auftreten, widerspricht

dem herkömmlichen Verständnis sowohl von der Natur als stets verfügbarer, unendlicher Ressource als auch dem herkömmlichen Gewaltschema und hat sich daher nur langsam und bei weitem nicht überall durchgesetzt.

Komplexe Täter-Rollen

- Es gibt den **Täter als Einzelperson**. Ein Beispiel dafür ist etwa die Brandstiftung an Wäldern.
- In den meisten Fällen aber sind die Handlungen mehrstufig organisiert. Beispiele etwa sind Unternehmen, die im Einvernehmen mit den Regierungen die Regenwälder abholzen und die Meere leerfischen. In diesen Fällen liegt die geringste Verantwortung bei den schliesslich ausführenden Holzfällern und Fischern.
- Aber auch wenn ich als Einzelperson mit dem Auto fahre oder fliege, handle ich in einer gesellschaftlichen Ordnung, die Mobilität für wünschbar hält und mit vielfältigen Mitteln unterstützt (z. B. mit steuerfreiem Flugbenzin).

Komplexe Motivations- und Zielstrukturen

- Bewusst zielgerichtete Schädigungshandlungen gegen die Natur sind wahrscheinlich selten. Das **Motiv der Aggression** dürfte, anders als bei der Gewalt gegen Menschen, keine hervorragende Rolle spielen.
- In den meisten Fällen ist die Schädigung eine **Nebenwirkung** einer Handlung mit anderem Ziel (meistens wirtschaftliche, politische oder militärische Zielsetzungen). Andere schädigende Handlungen lassen sich auf triviale Gründe wie Gewohnheit und Bequemlichkeit zurückführen.

Dabei lassen sich, in Analogie zur juristischen Begriffsbildung, verschiedene Fälle unterscheiden:

- «Bedingter Vorsatz»: die Schädigung wird **bewusst in Kauf genommen**, nach dem Denkmuster «und wenn schon». Das geschieht, wenn das Hauptziel als sehr wichtig erscheint, wie im Falle des Einsatzes

des Entlaubungsmittels «agent orange» im Vietnamkrieg; oder im Fall des «Beifangs» bei Fischen mit Treibnetzen.

- «Bewusste Fahrlässigkeit»: die Schädigung erscheint dem Täter möglich, aber er hofft, sie werde nicht eintreten (nach dem Motto «es wird schon nichts passieren».) Die Inkaufnahme eines «Restrisikos», z.B. beim Betrieb von Kernkraftwerken, dürfte einen Grenzfall darstellen
- «Gewöhnliche Fahrlässigkeit»: Die Schädigungsmöglichkeit war dem Täter nicht bewusst, er hätte sie aber erkennen sollen.
- Schliesslich gibt es noch den Fall der entschuldbaren Unkenntnis. Beispiele dafür sind schädliche Landwirtschaftsmethoden oder Faunenfälschungen in vergangenen Jahrhunderten.

Es ist offensichtlich, dass diese Skala einen Gradmesser des **Unrechts** und der **Unwissenheit** enthält. Tatsächlich gehören **Wertvorstellungen** und **Wissen** zu den wichtigsten Ansatzpunkten des Wandels zum Besseren.

Schädliches «Nichthandeln»

Häufig ist die Gewalt in Form des **bewussten Nichthandelns** oder Unterlassens möglicher Handlungen und Massnahmen zum Schutze der Schöpfung. Ein prominenter Fall ist Weigerung der USA und Russlands, das Kyoto-Protokoll zu unterzeichnen.

Was können wir gegen diese Gewalt tun?

Ich habe begründet, wie sich Gewalt gegen die Schöpfung als (mehrstufige) Handlung auffassen lässt. Daraus ergibt sich zunächst die Notwendigkeit, den Ansatzpunkt von Gegenmassnahmen im mehrstufigen Gefüge zu identifizieren. Wir müssen feststellen:

- **Auf welcher Stufe werden von wem** die entscheidenden Beiträge zur Gewalt geleistet?
- **Um welche Art von Handlung geht es?** Hat der Täter vorsätzlich, fahrlässig, aus Gewohnheit oder

Unwissenheit gehandelt? Welche sind seine Motive und Ziele? War die Schädigung das Ergebnis eines Handlungsfehlers (etc.)?

- **Welche Ansatzpunkte zu Gegenmassnahmen sind vorhanden, also mit welchen Mitteln** können wir vorgehen (z.B. Lobbying bei den Entscheidungsträgern auf der politischen Ebene, Aufklärung in der breiten Öffentlichkeit)?

Die wichtigsten Gegenmassnahmen sind im Grundsatz längst bekannt und werden praktiziert. Deshalb beschränke ich mich darauf, sie nur kurz zu skizzieren:

- **Gestaltung von Handlungsmöglichkeiten**
Handlungen können nur in einem Raum von Handlungsmöglichkeiten stattfinden. Deshalb ist es eine Aufgabe der menschlichen Gemeinschaften auf allen Stufen, diesen Raum zu gestalten (Wo es keine Strassen gibt, fahren auch keine Autos, gut ausgebaute Strassen hingegen ziehen den Verkehr an).
- **Bereitstellung realistischer Alternativen**
Wo den Gewalthandlungen berechnete Interessen und wichtige Motive zugrundeliegen, müssen Alternativen zu ihrer Befriedigung gesucht werden (ein Naturpark wird leichter akzeptiert werden, wenn die Bedürfnisse der Anwohner berücksichtigt werden).
- **Aufbau dienlicher Wertvorstellungen**
Wertvorstellungen (**Werte** und **Unwerte**) werden meist von Eliten entwickelt, in der Gesellschaft bekräftigt und an die handelnden Täter vermittelt. Sie bilden die Basis des **Bewusstseins von Recht und Unrecht**, beeinflussen Motive, Handlungsziele und Entscheidungen und entfalten so einen starken Einfluss auf das Handeln. In der pluralistischen Gesellschaft entscheidet sich im **Kampf um die Wertvorstellungen**, ob die Gewalt an der Schöpfung vermindert werden kann.
- **Entwicklung und Vermittlung von Wissen**
Wissen steuert das Handeln, und Handeln bringt Wissen hervor. Die Entwicklung von Wissen über den

guten Umgang mit der Schöpfung ist die wichtigste Aufgabe der Wissenschaften, die Vermittlung dieses Wissens die der Bildungsinstitutionen.

Aber eigentlich stellen sich diese Aufgaben an uns alle. Denn ohne lebendige Natur kann es keine Menschheit, keine Gesellschaft und Kultur, kann es uns nicht geben.

Literatur

- Mario von Cranach, F. Tschan (1990): Mehrstufigkeit im zielgerichteten Verhalten von Organisationen. In: F. Frei , I. Udris (Hg.): Das Bild der Arbeit. Bern, 1990.
- Mario von Cranach, F. Tschan (1997): Handlungspsychologie. In: J. Straub, W. Kempf, H. Werbik (Hg.): Psychologie. Eine Einführung. Grundlagen, Methoden, Perspektiven. München, 1997.
- M. Pieth, Mario von Cranach, C. Besozzi, C. Hanetse-der, K.-L. Kunz (2002): Gewalt im Alltag und organi-sierte Kriminalität. Die Ergebnisse eines Nationalen Forschungsprogramms. Bern, 2002.

Über «Gewalt an der Schöpfung» machen wir uns meist erst dann Gedanken, wenn wir «Umweltprobleme» feststellen – Veränderungen unserer natürlichen Mitwelt, die uns als unerwünscht oder bedrohlich erscheinen, und die durch menschliches Handeln entstehen. Diese Veränderungen der Natur sind meistens nicht gewollt. Es sind *unbeabsichtigte Neben-, Fern- und Spätfolgen* menschlicher Tätigkeiten.

In der Regel liegen unserem Handeln Absichten zu Grunde: Wir handeln auf eine bestimmte Art und Weise, um bestimmte Ziele zu erreichen. Die Fluorchlorkohlenwasserstoffe (FCKW) beispielsweise wurden entwickelt, um für gewisse technische Anwendungen ein problemloses, ungiftiges und nicht reaktives Gas zur Verfügung zu haben. Erdöl wird verbrannt, um Häuser zu heizen, Benzinmotoren anzutreiben oder elektrischen Strom zu produzieren. Dass die FCKW das stratosphärische Ozon zerstören und dass beim Verbrennen von Erdöl in grossen Mengen CO₂ und Luftschadstoffe entstehen, ist nicht beabsichtigt.

Die problematischen ökologischen Folgen der Handlungen sind also in Bezug auf die Absichten Nebenfolgen. Sie sind im Zeitpunkt der Handlungsentscheidung nicht bekannt oder wir nehmen sie bewusst in Kauf, weil uns das Erreichen des beabsichtigten Ziels sehr wichtig ist. Umweltprobleme lösen oder vermeiden heisst also meistens, Mittel und Wege zu finden, wie wir – als Einzelne und als Gesellschaft – unsere vielfältigen, materiellen und immateriellen, persönlichen und sozialen Bedürfnisse mit geringeren unerwünschten Folgen für die natürliche Mitwelt befriedigen können. Oft sind solche Mittel und Wege bekannt – aber sie werden nicht oder nur von Wenigen gewählt.

Als Psychologin, die sich mit der Mensch-Natur-Beziehung und mit den Möglichkeiten der Lösung und Vermeidung von Umweltproblemen beschäftigt, höre ich immer wieder die Frage: Wieso verharren wir als Einzelne so oft wider besseres Wissen bei umweltschädlichen Gewohnheiten? Wieso handeln wir so oft nicht gemäss unserem Wissen und unserer Einsicht? Manchmal stelle ich dann die Gegenfrage: Wieso erstaunt uns dies?

Denn nicht nur im Umweltbereich handeln wir ja oft nicht gemäss unseren Einsichten – wir verharren z.B. oft

wider besseres Wissen in gesundheitsschädlichen oder sozial unerwünschten Verhaltensmustern. Dies ist psychologisch gesehen «normal». Denn wir alle verfolgen im Leben vielfältige Ziele, die nicht selten miteinander in Konflikt geraten. Umweltbezogene Motive dürften bei den wenigsten von uns sehr dominant sein, so dass sie bei innerpsychischen Zielkonflikten geringe Chancen haben sich durchzusetzen. Wenn langfristige, übergeordnete Ziele im Widerspruch zu kurzfristig verlockenden Vorteilen und Genussmöglichkeiten stehen, entscheiden wir uns häufig zugunsten der kurzfristigen, handfesten Vorteile. Im Umweltbereich kommt erschwerend hinzu, dass viele Umweltprobleme sehr schwierig zu verstehen und nicht direkt als bedrohlich wahrnehmbar sind, und dass sie nur durch gemeinsame Anstrengungen lösbar und vermeidbar sind. Zudem unterliegen wir zahlreichen strukturellen Zwängen, die umweltfreundliches Handeln für den Einzelnen – aber auch für Unternehmen und Politiker – oft schwierig, unattraktiv oder gar unmöglich machen. Im folgenden sei auf die wichtigsten psychologischen und strukturellen Hemmnisse kurz eingegangen.

- Hemmnisse *emotionaler und motivationaler Art* zeigen sich z.B. in Befürchtungen, mit umweltfreundlicherem Verhalten Verluste an materiellem Wohlstand, Bequemlichkeit, Sicherheit oder sozialem Prestige zu erleiden. Oder einmal versuchte Verhaltensänderungen können zu negativen Erfahrungen führen, die von weiteren Versuchen abhalten (z.B. Ärger über Zeitverluste oder die Fahrplanabhängigkeit bei der Benutzung von öffentlichen Verkehrsmitteln). Weiter kann eine starke gefühlsmässige Betroffenheit durch Informationen über Umweltzerstörungen, verbunden mit der Wahrnehmung eigener Hilflosigkeit, zu Leugnung oder Relativierung des Problems führen. Dies sind psychologische Strategien des Selbstschutzes, die zwar emotional entlasten, aber nicht zur Problemlösung beitragen.

^o Ruth Kaufmann-Hayoz, Prof. Dr. phil., Direktorin der Interfakultären Koordinationsstelle für Allgemeine Ökologie (IKAÖ) der Universität Bern

- Hemmnisse resultieren auch aus der Tatsache, dass viele Umweltveränderungen mit den menschlichen Sinnen *nicht oder nur sehr ungenau wahrnehmbar* sind. Dazu gehören z.B. die Veränderung des CO₂-Gehaltes der Atmosphäre, radioaktive Strahlung, der Schwermetallgehalt von Nahrungsmitteln, der Rückgang der Artenvielfalt und die langsame Veränderung des Klimas und der Landschaften. Die Bedeutung lokaler, augenfälliger Ereignisse wie etwa einer akuten Gewässerverschmutzung oder eines extremen Wetterereignisses wird im Vergleich zu globalen und schleichenden Veränderungen tendenziell überschätzt.
 - Hemmnisse im Bereich des *Wissens und der Informationsverarbeitung* entstehen z.B. daraus, dass die erhältlichen Umwelt-Informationen ohne spezifisches Fachwissen meist schwierig zu verstehen, manchmal unvollständig oder gar widersprüchlich sind. Oft können die tatsächlichen Ursachen-Wirkungs-Zusammenhänge auch von Experten nicht eindeutig erkannt werden.
 - Umweltprobleme sind in der Regel Folgen von Eingriffen in *komplexe, dynamische Systeme*. Es bedarf, vor allem auf der Ebene von Entscheidungsträger/-innen, spezieller Kompetenzen, um mit solchen Systemen angemessen umgehen zu können. Untersuchungen mit computersimulierten, komplexen Problemen zeigen, dass die meisten Personen bei solchen Aufgaben versagen. Es kommt zu Fehlwahrnehmungen und Urteilsverzerrungen, was eine effektive Problemlösung und das so wichtige «Lernen am Erfolg» so gut wie unmöglich macht.
 - Wichtige Hemmnisse sind *sozialer Art*. Umweltschädigungen entstehen meist erst dadurch, dass sehr viele Menschen in bestimmter Weise handeln (z.B. Flugzeuge benutzen). Dem Einzelnen erscheint der eigene Beitrag vernachlässigbar klein, was zur Negierung der eigenen Mitverantwortung führen kann. Die Überzeugung, alleine nichts bewirken zu können, kann jegliche Motivation für umweltrelevante Verhaltensänderungen zerstören, vor allem dann, wenn man glaubt, alle ändern würden sowieso nichts tun und nur vom eigenen Verzicht profitieren.
- Ein gemeinsames Angehen eines Umweltproblems wird oft auch dadurch erschwert, dass zwischen den Verursachenden und den Betroffenen eine grosse ökonomische, geographische oder soziale Distanz besteht.
- Das individuell rationale Verhalten nach dem Prinzip der Maximierung des eigenen Nutzens führt zu einer kollektiven Selbstschädigung. Wer sich eine zurückhaltende Nutzung auferlegt, hat nicht nur den Schaden der kollektiven Übernutzung durch die anderen zu tragen, sondern erfährt mit seinem Verzicht auch noch eine unmittelbare Einbusse, und das erscheint irrational. Diese Situation wird auch als *soziales oder sozial-ökologisches Dilemma* oder *Allmendeproblem* bezeichnet.
 - Bedeutende Hemmnisse können auch *kultureller Art* sein. So gibt es heute keine einzelne Institution mehr, die – von allen anerkannt – verbindliche Werte und moralische Grundsätze vertreten kann. Ein besonderes Problem der christlichen Tradition scheint mir auch darin zu liegen, dass sie das «Leibliche» und «Natürliche» während Jahrhunderten eher als zu überwindende, der geistlichen Entwicklung entgegen stehende Aspekte des Lebens angesehen hat. In der christlichen Ethik und Moral geht es nur um das gute Leben zwischen den Menschen. Der «gute» Umgang mit der Natur (auch der Natur des Menschen) war bis vor Kurzem kaum ein Thema.
 - Bestehende *Infrastrukturen* erzeugen oft unerwünschte ökologische Folgen, die wir durch unser Verhalten wenig beeinflussen können. So werden Toiletten und Hydranten für die Feuerwehr noch immer mit Trinkwasser gespiesen. Produktions-, Verteilungs- und Siedlungsstrukturen erzwingen ein hohes Mass an Mobilität. Wohn-, Arbeits- und Freizeiträume liegen zunehmend weit auseinander, und die grossen Supermärkte mit den billigen Aktionen sind oft nur noch über die Autobahnen zu erreichen. Die Verkehrsräume sind auf den schnellen, motorisierten Verkehr ausgerichtet und benachteiligen oft den Velo- und Fussgängerverkehr.
 - Selbst individuell stark ausgeprägte Bereitschaften zu Verhaltensänderungen werden nur umgesetzt,

wenn die *sozio-ökonomischen Rahmenbedingungen* dies auch zulassen. Umweltfreundliches Handeln wird jedoch oft durch erhöhte Kosten oder höheren Zeitaufwand «bestraft». Viele monetäre Anreizstrukturen steuern das Verhalten systematisch in die (ökologisch) falsche Richtung (z. B. sind Reisen innerhalb Europas mit dem Flugzeug heute oft wesentlich billiger als mit dem Zug). Hemmend wirkt sich auch aus, dass der Nutzen umweltverantwortlichen Handelns häufig nur ungenau oder gar nicht einschätzbar ist, während die Kosten für dieses Handeln sehr wohl bekannt und spürbar sind. Weiter ziehen frühere, nicht ökologisch orientierte Investitionsentscheidungen fortdauernde Amortisations- und Renditeerwartungen nach sich und blockieren damit ökologische Neuinvestitionen. Im *politisch-rechtlichen* Bereich gibt es ebenfalls zahlreiche Hemmnisse. Beispielsweise machen die relativ kurzen Amtsperioden kurzfristig wirksame Entscheidungen attraktiver als die vielfach erforderlichen, langfristige Strategien, deren Erfolg erst nach Jahren oder Jahrzehnten sichtbar wird.

Angesichts dieser grossen Auslegeordnung von Hindernissen und Hemmnissen ist es nicht erstaunlich, dass trotz Einsicht nicht sofort grundlegende Veränderungen des Handelns erfolgen. Die «Diagnose» der Hemmnisse soll uns aber nicht verzagen lassen, sondern unseren Willen stärken und uns die Augen dafür öffnen, wo wir überall ansetzen können und müssen, damit uns umweltgerechtes Handeln leichter fällt.

Es gibt eine Vielzahl politischer Instrumente und Massnahmen, mit denen die verschiedenen Handlungsfelder Schritt für Schritt allmählich so umgewandelt werden können, dass sie Menschen und Firmen nicht mehr so sehr davon abhalten, umweltverantwortlich zu handeln, sondern sie im Gegenteil darin unterstützen. Diese reichen von herkömmlichen Geboten und Verboten über wirtschaftliche Anreizmechanismen, freiwillige Vereinbarungen zwischen Staat und Wirtschaft und technische Innovationen bis zu *social marketing* Kampagnen. Die grosse Kunst liegt wohl darin, die verschiedenen Instrumente kombiniert so einzusetzen, dass sie sich

in ihrer Wirkung gegenseitig verstärken. Es ist müssig, darüber zu streiten, ob eher die strukturellen Rahmenbedingungen verändert oder die individuelle Einsicht und Moral gestärkt werden sollen.

Versucht man, individuelles Handeln ohne Veränderung der strukturellen Rahmenbedingungen zu beeinflussen, erreicht man in der Regel minimale ökologische Wirkungen und erzeugt Frustration und Demotivation. Andererseits können in einer Demokratie strukturelle Rahmenbedingungen nicht verändert und auch bestehende Vorschriften oft nicht durchgesetzt werden, wenn nicht in breiten Kreisen der Bevölkerung eine mentale Bereitschaft im Sinne entsprechender Wertvorstellungen und Deutungsmuster vorhanden ist.

Auch heute gibt es Grundwerte wie Menschenwürde, Friede, Freiheit, Gerechtigkeit oder politische Selbstbestimmung, die über viele politische, ideologische und religiöse Standpunkte hinweg breit geteilt werden. Im Konzept der «Nachhaltigen Entwicklung», das im Rahmen der Vereinten Nationen als Leitbild der globalen Entwicklung von der internationalen Staatengemeinschaft erarbeitet wurde, werden solche Werte mit dem Ziel der Erhaltung der natürlichen Lebensgrundlagen und ökologischen Werten verbunden. Dieses Leitbild und die darin vertretenen Werte haben durchaus eine gewisse Zugkraft und motivieren Veränderungen in Wirtschaft und Politik. Durch schrittweise Konkretisierung und Umsetzung der Idee der Nachhaltigkeit kann es vielleicht gelingen, die hemmende Vorstellung, dass umweltschonendes Handeln immer mit Kosten, Verzicht und Rückschritt verbunden sei und nur den Lebensstil des «grünen Körnlipickers» zulasse, zu überwinden. Es kann nämlich auch fortschrittlich, trendig und kostengünstig sein und die Lebensqualität verbessern. Dies in möglichst vielen Handlungsfeldern aufzuzeigen und konkret erfahrbar zu machen ist vielleicht die wichtigste Funktion von Projekten im Rahmen Lokaler Agenden 21. Es können dadurch Bereitschaften entstehen, die wirksame strukturelle Veränderungen politisch erst möglich machen.

Literatur

- Ruth Kaufmann-Hayoz, Antonietta Di Giulio (Hg.): Umweltproblem Mensch. Humanwissenschaftliche Zugänge zu umweltverantwortlichem Handeln. Bern, 1996.
- Ruth Kaufmann-Hayoz, Christian Häuselmann, Wolfgang Gessner: 'Eco-Design' – die wahrnehmungspsychologische Erweiterung eines technischen Konzepts. In: Walter Lesch (Hg.): Naturbilder. Ökologische Kommunikation zwischen Ästhetik und Moral. Themenhefte zum Schwerpunktprogramm Umwelt. Basel, 1996. S. 71–93.
- Ruth Kaufmann-Hayoz, Ueli Haefeli, Antonietta Di Giulio et al.: Strategie Nachhaltiger Verkehr. Berichte des NFP 41 «Verkehr und Umwelt». Bericht C7. Bern, 2000.
- Ruth Kaufmann-Hayoz, Christine Künzli (Hg.): «... man kann ja nicht einfach aussteigen». Kinder und Jugendliche zwischen Umweltangst und Konsumlust. Zürich, 1999.
- Ruth Kaufmann-Hayoz: Ein Strauss von Möglichkeiten, eine nachhaltige Entwicklung zu fördern. Ergebnisse des IP Strategien und Instrumente. In: Bulletin des Integrierten Projekts «Strategien und Instrumente». Heft-Nr. 5. 2000, S. 5–37.
- Ruth Kaufmann-Hayoz, Heinz Gutscher (Hg.): Changing things – moving people. Strategies for promoting sustainable development at the local level. Themenheft des Schwerpunktprogramms Umwelt (SPPU). Basel, 2001.

Gewalt wider die Schöpfung: weltweite Dimensionen

Philippe Roch^o

In der Natur herrscht eine umfassende gegenseitige Abhängigkeit. Deshalb sind der Raubbau an Ressourcen, die Zerstörung der tropischen Regenwälder, die Beeinträchtigung der Würde der Tiere und die Störung des klimatischen Gleichgewichtes Gewaltakte gegen die Schöpfung und damit auch gegen uns selbst.

Gewalt ist in der lebenden Natur allgegenwärtig. Die meisten lebenden Organismen ernähren sich von anderen Mikroorganismen, Tieren und Pflanzen. Doch das Platzangebot unseres Planeten ist begrenzt, globales Wachstum ist nicht möglich: Damit sich neues Leben entwickeln kann, muss bestehendes Leben vergehen. Die Evolution und der Fortschritt sind das Ergebnis von Niederlagen und Leid.

Allerdings spielt sich die Gewalt zwischen den Lebewesen im kleinen Massstab ab und führt letztlich ein Gleichgewicht herbei zwischen Beute und Jäger, zwischen den Arten und ihren Ökosystemen.

Gewalt im grossen Massstab hingegen ist eher die Folge geologischer oder astronomischer Phänomene wie etwa Vergletscherungen, Vulkanausbrüche oder Erdbeben, unabhängig vom Verhalten der Lebewesen. Nach und nach hat das Leben eine Widerstandskraft gegenüber Naturkatastrophen entwickelt: Das vitale Gefüge von Wäldern, Sumpflandschaften und fruchtbaren Böden mildert die verheerenden Auswirkungen von Stürmen, Orkanen und Dürren.

Gewaltakte gegen die Natur

Der moderne Mensch ist die erste Gattung, welche die umfassende ökologische Balance stört.

Das hat mit den grossflächigen Rodungen der Wälder begonnen. In den gemässigten Zonen und insbesondere in Bergregionen wie beispielsweise in der Schweiz hat man aber bald erkannt, dass das Abholzen der Wälder die Gewalt von Naturkatastrophen verstärkt und verheerende Überschwemmungen zur Folge hat. Hierzulande wurde frühzeitig Gegensteuer gegeben. Seit 1874 haben Waldgesetze nach und nach dazu beigetragen, dass Waldflächen wieder hergestellt wurden, so dass heute wieder 30 Prozent der Fläche unseres Landes von Wald bedeckt

sind. In den Tropen jedoch schreitet die Zerstörung leider fort unter dem Druck der Holzwirtschaft, der Viehzucht, der Landwirtschaft und der Monokulturen, beispielsweise für die industrielle Palmöl- oder Papierproduktion. Diese Abholzungen in den tropischen Breitengraden sind häufig irreversibel. Denn die freigelegten Böden werden rasch ausgelaugt und von den ergiebigen Regenfallen weggeschwemmt. Besonders schwer wiegt dabei, dass gerade die tropischen Wälder den grössten biologischen Reichtum und die üppigste Vielfalt an Pflanzen- und Tierarten aufweisen, die zu Tausenden verloren gehen, bevor wir sie überhaupt kennen lernen.

Heute ist der Mensch der Hauptgrund für den Artenschwund – nicht nur in den Wäldern, sondern in allen Ökosystemen. Der Grund dafür ist die Übernutzung gewisser Arten zu Ernährungs- oder Handelszwecken, wie beispielsweise des Störs im Kaspischen Meer, des Rhinoceros' wegen seines Horns, bestimmter Papageienarten wegen der Leidenschaft gewisser Sammler, und der gesamten Fischbestände in den Meeren wegen der grenzenlosen Überfischung. Andere Arten verschwinden, weil sie, wie etwa der See-Elefant, keine Nahrung mehr finden oder weil ihr Lebensraum zerstört oder beschränkt wird, wie beispielsweise der afrikanische oder der indische Elefant, Amphibien, Sumpfvögel oder Millionen der in den tropischen Regenwäldern lebenden Arten. Dabei ist doch die Artenvielfalt der deutlichste Ausdruck der Schönheit und des Reichtums der Schöpfung. Zusammen mit den Tieren und Pflanzen in all ihrer Formen-, Grössen- und Farbenvielfalt bilden wir eine Lebensgemeinschaft: eine unendlich grosse und wunderbare Familie, die uns mit Freude erfüllt, unsere Neugier befriedigt und uns mit Nahrung, Medikamenten und Rohstoffen zur Deckung aller gegenwärtigen und künftigen Bedürfnisse versorgt. Dieses unschätzbare Kapital wurde uns nicht geschenkt, sondern anvertraut. Es zu zerstören, ist ein Verbrechen gegen die Schöpfung, gegen die Menschheit und letzten Endes gegen den Schöpfer selbst.

^o Philippe Roch, Dr. phil. nat., Direktor des Bundesamtes für Umwelt, Wald und Landschaft

Obwohl sich der Verbrauch an fossilen Energien wie Öl, Gas und Kohle minimal ausnimmt im Vergleich zur Energie, mit der die Sonne die Erde versorgt, und obwohl die vom Menschen verursachten Emissionen von Kohlendioxid lediglich 5 Prozent des Ausstosses durch natürliche Prozesse ausmachen, reichen unsere CO₂-Emissionen aus, um die Erdatmosphäre aus dem Gleichgewicht zu bringen. Auf Grund des Anstiegs der CO₂-Konzentration in der Atmosphäre – seit Beginn des Industriezeitalters wurde eine Zunahme um 30 Prozent verzeichnet – wird mehr Wärme auf der Erdoberfläche zurückgehalten. Dieser Temperaturanstieg wirkt sich je nach Ort und Zeitpunkt unterschiedlich aus: Er verstärkt die Intensität der Stürme, der Niederschläge und der Dürreperioden, er lässt die Gletscher schmelzen und führt zu Veränderungen in den Ökosystemen, denen sich zahlreiche Pflanzen und Tiere nicht anzupassen vermögen.

Die Zerstörung der Wälder, die Trockenlegung von Mooren und die Übernutzung der Böden bewirken nicht nur das Verschwinden zahlreicher Arten, sondern stören auch den Wasserkreislauf. Das Wasser wird durch unsere Zivilisation nicht nur verschwendet und verschmutzt, sondern der Mechanismus, der die Regenerierung des Wassers regelt, wird zunehmend beeinträchtigt. Damit unser Bedarf gedeckt werden kann, reicht es nicht aus, Wasser zu pumpen und zu verteilen. Vielmehr muss seine Regenerierung auch dadurch gewährleistet sein, dass es von Wäldern, Feuchtgebieten und gesunden Böden aufgefangen und gefiltert und anschliessend wieder dem Grundwasser zugeführt werden kann. Wer aber sorgt bei der Planung der Wasserversorgung dafür, dass diese Ökosysteme erhalten bleiben?

Aber auch die Chemikalien, die von unserer Industriegesellschaft hergestellt, vertrieben und entsorgt werden, haben Folgen für die globale Umwelt. Die Produktfamilie der Fluorchlorkohlenwasserstoffe (FCKW), die als Kühlmittel und Treibgase verwendet werden, haben die Ozonschicht, die uns vor ultravioletter Strahlung schützt, stark gefährdet. Andere Stoffe wie beispielsweise die in Transformatoren verwendeten Polychlorbiphenyle (PCB) verursachen selbst über grosse Distanzen hinweg Vergiftungen. Pestizide wie das DDT sowie Schwermetalle wie Blei oder Quecksilber reichern sich in der Nahrungskette an.

Diese Stoffe haben eine lange Lebensdauer und lassen sich nur sehr schwer entsorgen. Verschiedenste und zum Teil äusserst gefährliche Abfälle wurden in bedeutenden Mengen im Erdreich vergraben und drohen heute das Grundwasser zu verseuchen. Allein in der kleinen Schweiz gibt es schätzungsweise 50 000 Standorte, die mehr oder weniger stark durch Abfälle belastet sind!

Der verantwortungslose Umgang der Menschheit mit der Natur ist umso folgenschwerer, als die einzelnen Beeinträchtigungen nicht nur parallel erfolgen, sondern sich in ihrer Wirkung gegenseitig verstärken: Beispielsweise bewirken die Klimaveränderungen zusammen mit der Zerstörung der Wälder und der Verseuchung durch Chemikalien, dass sich der Überlebenskampf gewisser Arten verschärft. Klimaänderungen wiederum verstärken die durch die Zerstörung der Ökosysteme verursachte Beeinträchtigung des Wasserkreislaufs.

Wie konnte es dazu kommen, dass sich das intelligenteste Lebewesen auf diesem Planeten derart verantwortungslos verhält und sich schwerster Gewalt gegen sein eigenes Zuhause, seine eigene Familie, gegen die Schöpfung schuldig macht?

Völkerrechtliche Konventionen

Glücklicherweise sieht die Völkergemeinschaft nicht tatenlos zu: In drei der fünf oben genannten Bereichen wurde in den vergangenen 50 Jahren eine Reihe multilateraler Konventionen ausgearbeitet, die umweltschädigende Tätigkeiten regeln. Die Klimakonvention soll die CO₂-Konzentration in der Atmosphäre auf einem umweltverträglichen Niveau stabilisieren. Aber ihre Umsetzung schreitet zu langsam voran und weist Lücken auf. Im Rahmen der Biodiversitätskonvention wurde ein Protokoll über gentechnisch veränderte Organismen ausgearbeitet, das die Gefahr einer Kontaminierung von wild lebenden Arten und von Biotopen eindämmen soll. Im Bereich der Artenvielfalt bestehen noch weitere Konventionen wie beispielsweise die Ramsar-Konvention über den Schutz der Feuchtgebiete oder die Washingtoner Konvention über den Handel mit frei lebenden Tieren und Pflanzen. Hingegen gibt es beim Wasser und den Wäldern keine

weltweiten Konventionen. Die Verwendung von und der Umgang mit Chemikalien wiederum ist durch drei Übereinkommen ansatzweise geregelt, nämlich durch die Basler Konvention über Abfälle und durch die PIC- bzw. POP-Konvention über den Umgang mit gefährlichen Chemikalien. Ferner hat die Staatengemeinschaft den Globalen Umweltfonds ins Leben gerufen, aus dem Projekte im Rahmen der Konventionen im Umweltbereich finanziert werden. Diese Projekte sind der konkrete, aber sehr limitierte Beweis des Willens, die Umwelt global zu schützen. Es gibt also Fortschritte. Denn die internationale Gemeinschaft hat die Probleme erkannt und begonnen, mit den Konventionen ein gesetzliches Rahmenwerk zu deren Bewältigung zu erarbeiten. Diese Lösungsansätze sind jedoch unvollständig, von geringer Wirkung und bieten keinerlei Möglichkeiten, jene zu belangen, die sich über die Regeln hinwegsetzen.

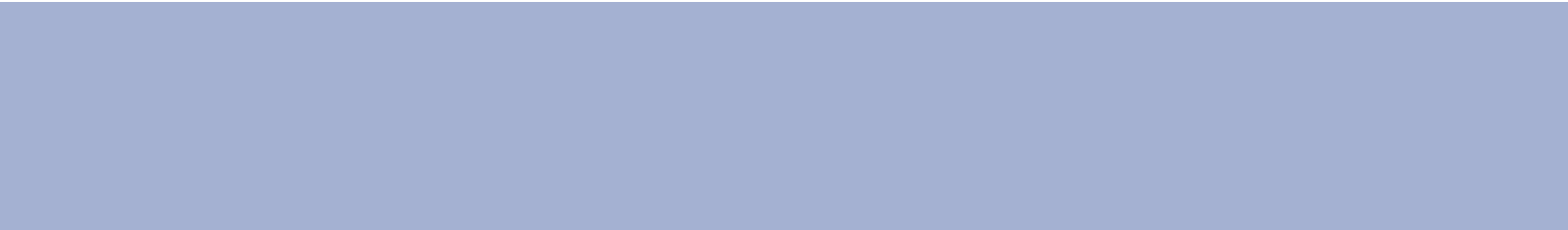
Wettlauf mit dem Wachstum

Mittlerweile setzt sich der Wachstumswettlauf – Wachstum der Güterherstellung, der Weltbevölkerung und des Konsums – fort, und dieses Wachstum erfolgt viel schneller als die internationalen Bestrebungen zum Schutz der Umwelt. Nur wenige haben die Einsicht, dass ohne einen umfassenden Schutz der Umwelt nicht genügend Ressourcen vorhanden sind, um die Grundbedürfnisse der Menschheit zu decken. Künftig werden immer mehr Menschen mit immer weniger Ressourcen auskommen müssen. Im Kampf um die Verteilung der Ressourcen wird nicht nur die Gewalt gegen die Natur, sondern auch die Gewalt zwischen den Völkern eskalieren.

Erwachen des Gewissens

Um diesem Dilemma zu entrinnen, braucht es ein schlagartiges Erwachen, eine Globalisierung des Gewissens der Menschheit, welches die Grundlage für einen tiefen Respekt gegenüber der Schöpfung in all ihren natürlichen und vom Menschen geschaffenen Erscheinungsformen bilden muss.

Die gegenseitige Abhängigkeit ist allumfassend. Die Einsicht, dass wir ein Teil der grossen Familie der Schöpfung sind und das grosse Haus der Umwelt unser Zuhause ist, wird uns vor den grossen ökologischen Katastrophen bewahren – sofern wir diese Erkenntnis verinnerlichen, unsere Mitmenschen davon überzeugen und den Mut haben, Stellung zu beziehen und dafür zu sorgen, dass dieses Bewusstsein eine Selbstverständlichkeit wird und sich auf all unsere Entscheidungen und Handlungen auswirkt.



Wir leben auf zu grossem Fuss

Kurt Aufdereggen^o

«Die Erde bringt genug hervor, um den Bedarf eines jeden Menschen zu decken – nicht aber jedermanns Gier.» – Mahatma Gandhi, 1907

Was ist der ökologische Fussabdruck?

Alles was wir tun, ob wir essen, heizen, an die Arbeit oder in die Ferien fahren, Kleidung kaufen, ins Theater gehen oder alte Sachen entsorgen, verbraucht eine bestimmte Menge an Ressourcen. Diese müssen der Umwelt entnommen werden. Der Schweizer Mathis Wackernagel hat 1997 ein mathematisches Modell entwickelt, welches den Ressourcenverbrauch einer einzelnen Person summiert und anschaulich darstellt. Dabei wird der Pro-Kopf-Verbrauch auf jene Fläche umgerechnet wird, die nötig ist, um die benötigten Ressourcen bereitzustellen und bei der Produktion, beim Transport und Konsum anfallende Kohlendioxid-Emissionen (CO₂) zu absorbieren. Die Fläche, die gebraucht wird, um den jeweiligen Lebensstil zu ermöglichen, nennt man den «ökologischen Fussabdruck».

Bei einer weltweit gleichmässigen Verteilung stünden heute jedem Menschen *zwei Hektaren* nutzbare Land- und Wasserfläche zur Verfügung. Diese Fläche ergäbe für alle eine kreisrunde Insel von 135 Metern Durchmesser, umgeben von 12 Metern Meer.

Der Vergleich des ökologischen Fussabdrucks eines Landes mit seiner lokal verfügbaren biologisch produktiven Landfläche zeigt aber, dass einige Länder auf viel zu grossem Fuss leben. Dies auf Kosten der anderen Länder und auf Kosten der Natur, die durch diese Lebens- und Wirtschaftsweise übermässig ausgebeutet wird.



USA: 9.7 ha



Schweiz: 5.2 ha



«verTRETbar» wären: 2.0 ha

^o Kurt Aufdereggen, lic.phil., Umweltbeauftragter der OeKU.

Abb. 1: Jede Schweizerin und jeder Schweizer verbraucht eine Fläche von rund 5,2 ha. Würden alle Menschen auf der Erde denselben aufwändigen Lebensstil pflegen wie wir, bräuchten wir dazu rund 2,6 Planeten. Fast doppelt übertroffen werden unsere Werte vom Weltmeister USA mit einem Verbrauch von 9,7 ha. Am anderen Ende der Skala befinden sich die armen Länder der südlichen Hemisphäre: So verbraucht ein Einwohner in Äthiopien lediglich 0,78 ha, ein Einwohner Burundis sogar nur 0,48 ha. Der «verTRETbare» Erdanteil ist die biologisch produktive Fläche, die bei gleichmässiger Verteilung pro Kopf zur Verfügung stehen würde – in unserer Grafik dargestellt durch die beiden Füsse unten (Grafik angepasst nach Wackernagel 1997).

Stärken des Konzepts

Das Konzept des ökologischen Fussabdrucks ist besonders aufgrund seiner hohen Anschaulichkeit gut brauchbar. Es ermöglicht die Messung der Auswirkungen unserer Lebensweise und den Vergleich mit anderen Konsummustern. Veränderungen beim Einkommen, der Wohnform, dem Ernährungs- und Verkehrsverhalten wirken sich sofort auf den ökologischen Fussabdruck aus. Er kann bei der Erstellung von Umweltberichten benutzt werden und ist in der Umwelterziehung gut einsetzbar.

Der Fussabdruck legt nahe, dass unser Verhalten nicht ohne Folgen für den Planeten bleibt. Das Bild belegt die Abhängigkeit des Menschen von der Natur und verdeutlicht, was wir tun können, um unser Leben innerhalb der Grenzen der ökologischen Kapazität der Erde zu führen.

Schwächen des Konzepts

Um das Datensammeln zu vereinfachen, erfasst das Modell nur eine begrenzte Zahl von Verbrauchsartikeln in verschiedenen Konsumkategorien. Diese umfassen hauptsächlich «Nahrung», «Wohnen», «Transport», «Konsumgüter» und «Dienstleistungen». Dadurch ergibt sich ein unvollständiges Bild unseres wahren Fussabdrucks – jeder zusätzliche Artikel und die dadurch anfallenden Abfälle würden ihn vergrössern.

Zudem kann es problematisch sein, aufgrund des ökologischen Fussabdrucks gleiche Rechte für alle zu fordern. Sicher ist der Heizenergiebedarf eines Menschen im kalten Norden höher als in einem Land am Äquator. Dafür müssen die Bewohner von trockenen und heissen Gegenden grössere Distanzen zur Beschaffung ihres täglichen Wasserbedarfs zurücklegen. Das Modell nimmt auch hier eine grobe Vereinfachung vor.

Durch die anthropozentrische Aufteilung der gesamten Biosphäre auf den Menschen wird die gnadenlose Dominanz unserer Art weiter untermauert und nicht grundsätzlich in Frage gestellt. Woher nehmen wir uns eigentlich das «Recht» auf so oder so viel Land?

Weiterentwicklung: Daten für Taten

Der erste Schritt in Richtung Zukunftsfähigkeit beginnt damit, die ökologische und sozialökonomische Wirklichkeit zu erkennen und zu akzeptieren. Deshalb haben verschiedene Gruppen und Organisationen Kalkulatoren entwickelt, mit denen ökologische Fussabdrücke für einzelne Personen, Haushalte oder Städte berechnet werden können. Neben dem Online-Rechner des Schweizer WWF bieten auch «Myfootprint» und «EcoCal» Rechner an, mittels derer Interessierte ihren ökologischen Fussabdruck berechnen können. Das Projekt «novatlantis» der ETH Zürich berechnet den persönlichen CO₂-Ausstoss aufgrund von eingegebenen Verbraucherdaten (Internet-adressen siehe Kapitelende).

Ein Ansatz, den Ressourcenverbrauch in der Schweiz umfassend darzustellen, ist das von verschiedenen Bundesämtern entwickelte Referenzsystem MONET. Hier werden rund 120 Indikatoren auf den Dimensionen Gesellschaft–Umwelt–Wirtschaft erhoben. MONET ist ein Versuch, die Entwicklung eines ganzen Landes nicht nur am Bruttoinlandprodukt zu messen, sondern alle drei Dimensionen der nachhaltigen Entwicklung zu berücksichtigen (siehe BFS, 2003).

Welches ist das zulässige Mass an menschlichen Eingriffen in die Natur?

Der Club of Rome hat 1973 in den «Grenzen des Wachstums» aufgezeigt, dass begrenzte Energie- und Rohstoffressourcen, die Grenzen in der Nahrungsmittelproduktion und die zunehmende Umweltverschmutzung unserer Entwicklung klare Limiten setzen (Meadows 1973). Dreissig Jahre später erhebt sich der moderne Mensch mit seinen wachsenden Konsumansprüchen immer mehr zum Mass aller Dinge. Dabei ist der adäquate Umgang mit den natürlichen Grenzen in zunehmendem Mass gefordert, weil durch die technischen und wirtschaftlichen Möglichkeiten grössere Eingriffe in die Biosphäre möglich werden. Ein vorausschauendes Handeln ist also mehr denn je gefordert. Dieser Herausforderung können wir uns umso besser stellen, je umfassender wir die Folgen des

menschlichen Handelns einzuschätzen vermögen. Dabei sind Modelle wie der ökologische Fussabdruck oder MONET von grossem Nutzen.

Wo lebt die Schweiz ökologisch auf zu grossem Fuss?

Wir kommen nicht darum herum: Wenn es zur Aufrechterhaltung des Schweizer Lebensstils mehr als zweieinhalb Planeten braucht und wir unsere Handlungsfähigkeit erhalten wollen, haben wir bei uns anzufangen und unseren Konsum zu reduzieren (Zahlen aus Infras 1995 und Mauch 2001).

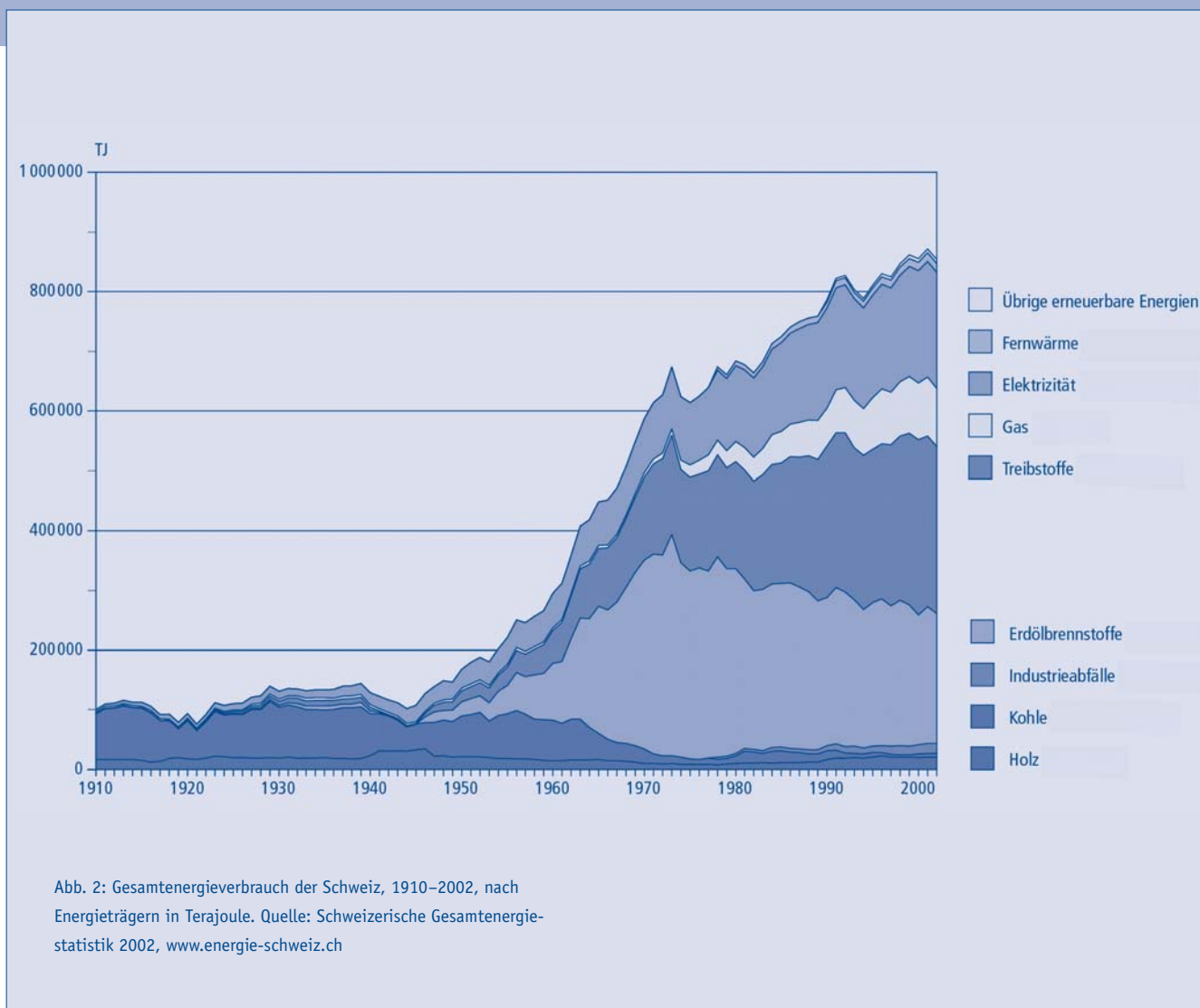
Energie und Klima: Um den Anforderungen einer zukunftsfähigen Erde nachzukommen, müssen in der Schweiz die CO₂-Emissionen um einen Faktor 4 (von 6.3 Tonnen auf 1.7 Tonnen pro Kopf und Jahr) und der Verbrauch an fossiler Energie um den Faktor 3 reduziert werden (siehe Abbildung 2: Entwicklung des Energieverbrauchs in der Schweiz).

Verkehr: Der motorisierte Individualverkehr ist zu einem grossen Teil verantwortlich für die CO₂-Emissionen, für den Verbrauch von nicht-erneuerbarer fossiler Energie und von teuren Rohstoffen, für die Beeinträchtigung durch Luftschadstoffe (NO_x, SO₂, VOC) und für die Gefährdung der Biodiversität durch die Überbauung und Zerschneidung der Lebensräume. 1980 wurden 27 Prozent der Gesamtenergiemenge der Schweiz im Verkehr verbraucht, 2002 waren es bereits 33.9 Prozent.

Materialintensive Produktion und Konsumtion: Weite Teile der Wirtschaft und des privaten Konsums sind durch einen verschwenderischen Umgang mit nicht-erneuerbaren Ressourcen gekennzeichnet. Effizientere Nutzung, Recycling und die Substitution durch Alternativmaterialien müssen ins Auge gefasst werden.

Bauwirtschaft: Da grosse Mengen von Zement, Eisen und Aluminium zur Zeit in der Bauwirtschaft verwendet werden, richtet sich ein spezielles Augenmerk auf ein nachhaltiges Bauen. Die Siedlungs- und Verkehrsentwicklung beeinträchtigen massgeblich Landschaft und Biodiversität. Eine Verlangsamung der aktuellen Überbauungs-Dynamik ist unbedingt erforderlich.

Landwirtschaft und Ernährung: Die Landwirtschaft ist das Spiegelbild der Gesellschaft und ihrer aktuellen Ernährungsgewohnheiten, z. B. ihres übermässigen Fleischkonsums. Das führt dazu, dass die gegenwärtigen landwirtschaftlichen Produktionsmethoden hohe Nutztierzahlen und eine intensive Bodenbearbeitung aufweisen, welche übermässige Luft- und Gewässerbelastungen verursachen. Zudem müssen die Nahrungsmittel für die Schweiz zu einem grossen Teil im Ausland produziert werden.



Die Einleitung des Kurswechsels drängt. Je früher mit dem Strukturwandel hin zu einer nachhaltigen, zukunftsfähigen Schweiz begonnen wird, desto leichter lassen sich soziale und wirtschaftliche Belastungen umgehen. Je länger der erforderliche Kurswechsel hinausgezögert wird, desto schwieriger wird er in Zukunft. Dabei treten die quantitativen Ziele im Detail in den Hintergrund. Wichtig wird ein bewusster, möglichst rascher Beginn in die richtige Richtung.

Strategien zur Zukunftsfähigkeit entwickeln

Möglichkeiten zur Verkleinerung des ökologischen Fussabdrucks liegen in der Schweiz besonders in den Bereichen Wohnen und Verkehr, so dass eine ökologische Stadtplanung viel leisten kann. Die Stadt Basel zum Beispiel, deren Fussabdruck ihren 37-Quadratkilometer-Kanton 200fach übertrifft, könnte durch ein halbes Prozent

weniger Konsum schon ein ganzes Basel einsparen! Wenn also zusammen mit den EinwohnerInnen im Rahmen einer neuen Stadtplanung oder einer Lokalen Agenda 21 kompakte, energieeffiziente Wohnformen sowie fussgänger- und fahrradfreundliche Verkehrswege gefördert werden, sinkt der kommunale Rohstoffverbrauch kräftig, und gleichzeitig verbessert sich die Lebensqualität. Solche Programme beeinträchtigen die städtische Wirtschaft nicht. Im Gegenteil: da die Transport- und Bodenpreise sinken, werden die Wirtschaftskraft und Konkurrenzfähigkeit der Region gestärkt.

Fazit: Mass halten – Lebensqualität gewinnen

Ob der Faktor bei der notwendigen Reduktion des CO₂-Ausstosses in der Schweiz nun vier oder fünf ist, ob wir mit unserer heutigen Lebensweise zwei oder drei Planeten verbrauchen – die aufgeführten Beispiele zeigen

klar, dass wir uns nicht nachhaltig entwickeln und damit das zulässige Mass an menschlichen Eingriffen in die Natur schon lange überschritten haben. Damit wir der Natur durch unser Verhalten nicht dauerhaft Gewalt antun, darf unser Fussabdruck die eine Erde, die uns zur Verfügung steht, nicht überschreiten. Der ökologische Fussabdruck und andere ganzheitliche Modelle veranschaulichen unsere Übertretung und erlauben uns Analysen, die weitaus umfassender sind, als die bisherigen eindimensionalen Betrachtungen wie z.B. das Bruttoinlandprodukt.

Unsere Anstrengungen dürfen aber nicht bei der Erhebung von immer genaueren Daten und bei der Entwicklung von immer umfassenderen Modellen verharren. Sollten wir die Ziele der gerechteren Verteilung und der Dematerialisierung der Wirtschaftsprozesse hin zu einer nachhaltigen Wissensgesellschaft nicht mindestens genauso energisch verfolgen, wie wir heute ökonomische Effizienz und Wirtschaftswachstum fördern? Wir wissen, dass nicht jeder Mensch auf der Erde den materiellen Reichtum der Menschen Nordamerikas und der Schweiz erreichen kann, weil dies unsere Lebensgrundlagen zerstören würde. Die Schaffung einer gerechten und solidarischen Weltfamilie ist also kein frommer Wunsch, sondern eine überlebenswichtige Notwendigkeit.

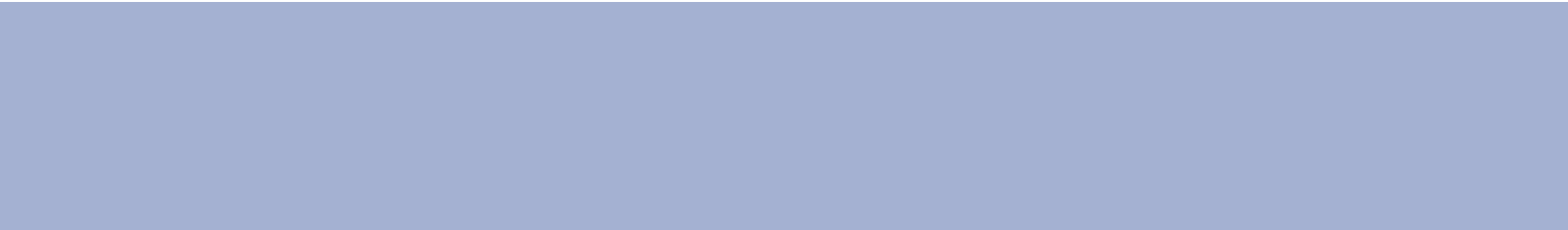
Deshalb halten wir den Forderungen nach immer mehr Wachstum in der Wirtschaft den eingangs zitierten Satz Gandhis entgegen und stellen die ketzerische Frage, ob genug nicht genug ist. Haben darf nicht mit Sein, quantitativer Zuwachs nicht mit Lebensqualität verwechselt werden. Lebenserfüllung können wir uns nicht durch mehr Haben erkaufen, sondern nur durch weniger Benötigen. So bekommen wir unsere Zeit und Lebensenergie wieder zurück – unsere kostbarsten Rohstoffe.

Literatur

- Mathis Wackernagel, William Rees: Unser ökologischer Fussabdruck. Basel, 1997.
- Living Planet Report, WWF International, 2002. Publiziert u.a. auf www.yomag.net und www.wwf.ch.
- Bundesamt für Statistik (BFS), Bundesamt für Umwelt, Wald und Landschaft (BUWAL), Bundesamt für Raumplanung (ARE): Nachhaltige Entwicklung in der Schweiz, Indikatoren und Kommentare (MONET). BFS, Neuchâtel, 2003.
- Dennis Meadows et al.: Die Grenzen des Wachstums, Bericht des Club of Rome zur Lage der Menschheit. Reinbek bei Hamburg, 1973.
- Quantitative Aspekte einer zukunftsfähigen Schweiz, Arbeitsbericht der Infrac, Zürich, 1995. Im Auftrag von WWF, SBN, Greenpeace, SGU, SES, Erklärung von Bern, Arbeitsgemeinschaft Swissaid/Fastenopfer/Brot für alle/Helvetas/Caritas.
- Politik der nachhaltigen Entwicklung in der Schweiz: Standortbestimmung und Perspektiven. Mauch Consulting, Infrac, Ernst Basler+Partner AG. Zürich, 2001.
- Erich Fromm: Haben oder Sein. Die seelischen Grundlagen einer neuen Gesellschaft, München, 1998. Erstausgabe 1976.
- Franz Alt: Der ökologische Jesus – Vertrauen in die Schöpfung. München, 1999 und Franz Alt: Krieg um Öl oder Frieden durch die Sonne. München, 2002.

Internet

- www.footprint.ch – WWF Berechnung des ökologischen Fussabdrucks
- www.myfootprint.org – Berechnung des persönlichen ökologischen Fussabdrucks
- www.bestfootforward.com – Eco-Calculator
- www.novatlantis.ch – CO₂-Rechner
- www.redefiningprogress.org



Kurt Zaugg-Ott

Gewalt gegenüber der Schöpfung

Im Kontext des vorliegenden Dokumentes ist mit Gewalt in erster Linie von Menschen ausgeübte Gewalt an der Natur gemeint. Natürlich findet, wie Sigrid Bachmann ausführt (vgl. Seite 16ff), auch innerhalb der Natur «Gewalt» statt: Das Fressen und Gefressen werden in der Tierwelt, der Kampf ums Dasein, der dem stärkeren oder besser angepassten Individuum das Überleben ermöglicht, das Wirken der «Naturgewalten».

Solchermassen vorkommende Gewalt kann aber nicht moralisch gewertet werden, da sie naturgesetzlich festgelegten Abläufen unterliegt. Kein Subjekt kann für diese Gewalt moralisch verantwortlich gemacht werden. Der Löwe hat die Handlungsoption nicht, Vegetarier zu werden. Es gehört zu seinem Wesen, dass er Fleisch frisst und darum andere Tiere tötet.

Zudem ist Gewalt innerhalb der Natur meist begrenzt. Rückkoppelungs- und Regulationsmechanismen sorgen dafür, dass keine irreversiblen Schäden in der Natur entstehen. Das ökologische Gleichgewicht bleibt erhalten.

Problematische menschliche Grundanlagen

In vielen seiner Verhaltensweisen unterliegt auch der Mensch denselben Gesetzmäßigkeiten wie andere Organismen, ist der Verhaltensforscher Konrad Lorenz überzeugt. Jedoch verfügt der Mensch über ganz besondere Fähigkeiten, die es ihm erlauben, die anderen Wesen gesetzten Grenzen bewusst zu überschreiten. Seine Intelligenz ermöglicht es ihm, sich die Natur nutzbar zu machen und sich den unterschiedlichsten Lebensbedingungen anzupassen. Das ist nicht an sich problematisch. So ist beispielsweise heute bekannt, dass die vom Menschen gestaltete Kulturlandschaft Europas im Mittelalter wesentlich artenreicher war als in früheren Zeiten, wo grosse Teile des Kontinents noch bewaldet waren. Menschlicher Gestaltungswille muss nicht notwendigerweise zu Zerstörungen führen.

Jedoch sieht Irenäus Eibl-Eibesfeldt (vgl. Seite 22ff) das sogenannte «Kurzzeitdenken» als eine der problematischen stammesgeschichtlichen Anlagen des Menschen.

Der Mensch wurde im Laufe der Evolution auf dem «Wettlauf im Jetzt» selektiert. Die Evolution plant nicht über Generationen voraus. Organismen, die im Wettlauf mit dem Jetzt erfolgreicher waren, haben mit ihren Nachkommen überlebt. Obwohl der Mensch von seiner Intelligenz her in der Lage wäre, über Generationen vorauszuplanen, überwiegt in unseren individuellen und kollektiven Entscheidungen nach wie vor das von der Evolution geprägte kurzfristige Denken.

Ergänzt wird diese problematische Anlage des Kurzzeitdenkens durch eine weitere: die ausbeuterische, gewinnmaximierende Grundhaltung. Im Umgang mit der Natur hat die Natur dem Menschen keine Bremsen angezuchtet, meint Eibl-Eibesfeldt. Im Gegenteil wird das Streben nach Macht mit dem Erreichen des Erfolgs sogar noch zusätzlich gestärkt. Als die Menschen noch über geringe technische Möglichkeiten verfügten und auch noch nicht so zahlreich waren, waren die Auswirkungen dieser Haltung gegenüber der Natur noch kaum problematisch.

Globale Zerstörung der Umwelt

Mit der industriellen Revolution ist die Situation aber grundsätzlich anders geworden. Die Zerstörung der Umwelt hat im 20./21. Jahrhundert globale Dimensionen angenommen. Der Mensch ist die erste Gattung, die das umfassende ökologische Gleichgewicht stört, schreibt der Direktor des Bundesamtes für Umwelt, Wald und Landschaft Philippe Roch (vgl. Seite 34ff). Die Zerstörung der Wälder, die Erwärmung der Erdatmosphäre durch den Ausstoss von Kohlendioxid sowie die Freisetzung unterschiedlichster Chemikalien bedrohen Böden, Luft, Wasser und führen zu einer Abnahme der Artenvielfalt. Die bisherigen völkerrechtlichen Bemühungen, die Umwelt zu schützen, genügen in keiner Weise. Im Kampf um die Verteilung der Ressourcen wird nicht nur die Gewalt

° Kurt Zaugg-Ott,
Dr. theol., Leiter der
Arbeitsstelle der
OeKU.

gegen die Natur, sondern auch die Gewalt zwischen den Völkern eskalieren, prophezeit Roch.

Zerstörerische Neben- und Spätfolgen

Glücklicherweise zerstören Menschen die Natur nur selten bewusst und mutwillig. Die Zerstörung unserer Mitwelt geschieht, wie Mario von Cranach ausführt (vgl. Seite 26ff), in den meisten Fällen ungewollt. Sie ist die Nebenwirkung von Handlungen, denen eigentlich andere Absichten zugrunde liegen. Ebenso kann Umweltzerstörung auch die Folge von Unwissenheit oder von Untätigkeit sein.

Dass Umweltzerstörungen nicht mutwillig erfolgen, macht es um so schwieriger, gegen sie vorzugehen. Die Verbreitung von Informationen zum Zustand der Umwelt und das Aufzeigen umweltverträglicherer Handlungsoptionen gehören sicher zu den ersten notwendigen Schritten. Im Konflikt zwischen der Aussicht auf wirtschaftlichen Gewinn und der damit verbundenen Umweltzerstörung wird aber meist zugunsten der wirtschaftlichen Entwicklung entschieden. Umweltmassnahmen dürfen wirtschaftliches Wachstum im Allgemeinen begleiten, aber nicht in Frage stellen.

Ruth Kaufmann-Hayoz zeigt auf (vgl. Seite 30ff), dass es umweltbezogene Handlungsmotive auch bei Einzelpersonen schwer haben, sich in innerpsychischen Zielkonflikten durchzusetzen. Sie werden meist zugunsten kurzfristiger, handfester Vorteile verdrängt. Dazu kommt, dass umweltgerechtes Handeln im Allgemeinen weniger Sozialprestige bietet, weniger Wohlstand und einen Verlust an Bequemlichkeit verspricht. Zudem sind Umweltinformationen oft komplex und schwer verständlich. Umweltveränderungen sind mit den menschlichen Sinnen nicht oder nur ungenau wahrnehmbar.

Weiter muss festgestellt werden, dass umweltgerechtes Verhalten von den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen bestraft wird, sei es durch höhere Kosten oder einen grösseren Zeitaufwand. Das individuelle Verhalten der kurzfristigen Maximierung des eigenen Nutzens wird so durch die Rahmenbedingungen zusätzlich verstärkt und führt auf Dauer zu einer kollektiven Selbstschädigung.

Was tun?

Es ist wichtig, dass der Schutz der Mitwelt in unserer Gesellschaft und bei jedem einzelnen Individuum einen höheren Stellenwert bekommt, sodass negative Auswirkungen unseres Handelns nicht einfach ignoriert werden können. Zentrale Elemente sind dabei *Information und Bewusstseinsbildung*.

Konzepte wie dasjenige des ökologischen Fussabdrucks (vgl. Beitrag von Kurt Aufdereggen Seite 38ff) sind ein hilfreiches Mittel, um anschaulich zu machen, in welchem Ausmass der Mensch die natürlichen Ressourcen übernutzt. Ebenso bieten solche Konzepte – bei aller Unvollkommenheit in der Datenlage – konkrete Anhaltspunkte für ein ökologisch vertretbareres Mass der Nutzung unserer Mitwelt.

Es kann nicht darum gehen, dass der Mensch keine Gewalt mehr an der Schöpfung ausübt. Als «Leben inmitten von Leben, das leben will» (Albert Schweitzer) ist er – wie alle Lebewesen – gezwungen, die Natur für sich zu nutzen. Um langfristig überleben zu können, werden die Menschen jedoch die Eingriffe in die ökologischen Systeme auf ein Mass begrenzen müssen, das diese nicht aus dem Gleichgewicht bringt. Den Erhalt der Tragfähigkeit der ökologischen Systeme setzt auch das Konzept der nachhaltigen Entwicklung voraus: «Dauerhafte Entwicklung ist Entwicklung, die die Bedürfnisse der Gegenwart befriedigt, ohne zu riskieren, dass künftige Generationen ihre eigenen Bedürfnisse nicht befriedigen können» (Brundtland-Bericht von 1987). Es ist nicht möglich, keine Gewalt an der Schöpfung auszuüben, meint Wolfgang Lienemann (vgl. Seite 6ff). Wichtig ist heute aber, dass die menschliche Gewaltausübung bewusst vermindert wird.

Kinder- und Naturliebe

Positive Ansatzmöglichkeiten für die Zukunft sieht Eibl-Eibesfeldt in den menschlichen Anlagen der Kinder- und der Naturliebe. Nur diese affektiven Anlagen bieten die Chance, unser Kurzzeitdenken und das Streben nach Gewinnmaximierung wirklich in den Griff zu bekom-

men. Da die Natur dem Menschen bezüglich seines ausbeuterischen Verhaltens keine Begrenzungen mitgegeben hat, ist er gehalten, sich diese in freier Entscheidung, auf der Basis sittlicher Prinzipien selbst zu setzen (vgl. Wolfgang Lienemann, S. 6ff). Die emotionale Bindung an die eigenen Kinder und die Natur bietet die Chance, dass sich das dringend notwendige Überlebensethos über die bewusste Einsicht hinaus beim einzelnen Menschen und in der Gesellschaft verwurzelt.

Natur- und Umweltorganisationen bauen seit Jahrzehnten auf Natur- und Heimatliebe. Sie sind die zentralen Akteure, die die Mitwelt zu einem gesellschaftlich relevanten Thema gemacht haben. Erfolg haben sie insofern gehabt, als in europäischen Ländern der technische Umweltschutz relativ weit gediehen ist, Vorschriften für die Luftreinhaltung durchgesetzt werden konnten, Gewässer geschützt sind und ein relativ grosses Umweltbewusstsein in unserer Bevölkerung festgestellt werden kann. Die Umweltorganisationen sind damit – neben den Kirchen – zu wichtigen Vermittlern von Werten geworden. Das Erreichte darf aber auch nicht überbewertet werden. Denn gerade auch in Europa ist die Umweltzerstörung trotz umfassender Umweltschutzmassnahmen weitergegangen. Ein zentrales Problem ist dabei das weitere wirtschaftliche Wachstum, das den Energieverbrauch und den Verbrauch nicht erneuerbarer Rohstoffe weiter hat ansteigen lassen. Das Wachstum ist in Europa heute sicher weniger umweltschädlich als in den 50er und 60er Jahren des letzten Jahrhunderts. Eine grundlegende Trendwende bezüglich Umweltverbrauch hat aber noch immer nicht stattgefunden.

Religionen als Wertevermittler

Praktisch alle Religionen bieten (vgl. Beitrag von Kurt Zaugg-Ott, Seite 11ff) Ansatzpunkte, die Zusammengehörigkeit von Mensch und Natur zu betonen. Die Verbreitung des Bewusstseins, Teil der Schöpfung zu sein, kann zu einer achtsameren Haltung gegenüber Mitgeschöpfen führen. In Zusammenhang mit den weltweiten Bemühungen um eine nachhaltige Entwicklung wird den Religionen als Wertevermittlern eine grosse Bedeutung zugemessen.

Die Auseinandersetzung mit den grossen Überlebensfragen der Menschheit, zu denen auch die Umweltfrage gehört, muss heute auch als Teil des Auftrages der christlichen Kirchen gesehen werden. Die Kirchen können ihren sozialen Auftrag, Gottes Option für die Armen, nicht glaubwürdig umsetzen, wenn sie sich nicht gleichzeitig für den Erhalt der Lebensgrundlagen eben dieser Ärmsten einsetzen.

Der Mensch als verantwortliches Geschöpf unter Geschöpfen

Die biblischen Texte des Ersten Testaments gehen von einer grundlegenden Gemeinsamkeit zwischen Mensch und Mitwelt aus. Denn die ganze Schöpfung verdankt ihr Dasein Gott allein. Der Mensch ist demzufolge ein Geschöpf unter Mitgeschöpfen meint Stephan Degen-Ballmer (vgl. Seite 2ff). Alle Geschöpfe verdanken ihr Leben Gottes «ruach» (hebr. für Geist, Atem, Ps 104,3). Gleich wie der Mensch soll auch die aussermenschliche Natur Gott loben (Ps 148,1–4.7–10). Ist der Mensch in die Gemeinschaft mit allen Geschöpfen eingebunden, kann seine Sonderstellung nur eine relative sein. Als Gottes Ebenbild trägt er die Verantwortung für seinen Umgang mit der Erde und den anderen Geschöpfen (Gen 2,15).

Der sogenannte Herrschaftsauftrag in Gen 1,28 ist von Gen 2,15 her zu interpretieren. Rücksichtslose Herrschaft kann nicht die Bestimmung des Menschen sein. Jesu gewaltloser Lebensweg und Botschaft in ihrer radikalen Absage an alle Gewalt sprechen ebenfalls dagegen, die Beherrschung der irdischen Schöpfung als Bestimmung des Menschen zu sehen. Eher dürfte es im Sinne Jesu sein, beispielsweise das Liebesgebot (Mt 5,44 oder auch Mt 25,40) auch auf die aussermenschliche Schöpfung auszudehnen.

Verantwortung für Gottes Schöpfung zu übernehmen bedeutet heute, die Betonung der Sonderstellung des Menschen in der Natur zurückzunehmen. Im Konflikt mit seiner Mitwelt ist der Mensch übermächtig geworden. Ziel muss sein, die Schöpfung, bzw. die Natur aufzuwerten – vielleicht auch durch das Anerkennen von Rechten der Natur. Demgegenüber ist der bewusste Machtverzicht von

Seiten der Menschen notwendig. Natur bzw. Schöpfung darf nicht mehr nur Objekt menschlicher Interessen sein, sondern muss als Subjekt mit Wert und Würde betrachtet und anerkannt werden.

Handeln

Bei den notwendigen Massnahmen zum Schutz der Mitwelt gehören die persönliche und die gesellschaftliche Ebene eng zusammen. Ohne wirkliche Verhaltensänderungen bei den Einzelnen wird sich auch gesellschaftlich keine durchgreifende Änderung durchsetzen lassen. Ohne strukturelle Veränderungen verpuffen die Anstrengungen der bzw. des Einzelnen.

Im Konflikt konkurrierender **Werte** muss der Schutz der Mitwelt einen höheren Stellenwert erhalten. Kirchen, Hilfswerke sowie einzelne Christinnen und Christen sind aufgefordert, sich zusammen mit den Umweltorganisationen in Gesellschaft und Politik für einen umfassenden Schutz unserer Mitwelt einzusetzen.

Voraussetzung dafür ist im eigenen, kirchlichen Bereich ein **glaubwürdiger Umgang mit den eigenen Ressourcen** (Gebäude, Heizenergie, Mobilität, Finanzen vgl. Umwelthandbuch für Kirchgemeinden der OeKU) sowie die Pflege einer **Spiritualität**, die den Menschen als Teil der Schöpfung aber mit einer besonderen Verantwortung sieht. Das soziale und das ökologische Engagement der Kirchen ergänzen sich. Die Erhaltung der ökologischen Lebensgrundlagen ist sogar eine der Grundvoraussetzungen für soziale Gerechtigkeit.

Kirchen und Hilfswerke unterstützen **Bewusstseins- und Informationsarbeit**: Bei der Verbreitung der Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung beispielsweise im Bereich des Klimawandels helfen kirchliche Organisationen bei der Verbreitung eines wesentlichen Grundwissens. Umweltorganisationen, Verwaltung und Wirtschaft unterstützen sie mit ethischen Argumenten zugunsten eines vermehrten Schutzes unserer Mitwelt.

Kirchen und Hilfswerke propagieren umweltverträgliches Handeln als **trendig, gesund und zukunftsfähig**. Das Vorbild von Einzelnen und Kirchgemeinden ist dabei das geeignetste Mittel.

Kirchen, Hilfswerke und kirchliche Organisationen setzen sich ein für **gesellschaftliche Rahmenbedingungen**, die umweltverträgliches Handeln fördern: Ökologische Steuerreform, Lenkungsabgaben usw.

Umwelthandbuch für Kirchgemeinden

Schöpfungsbewahrung beginnt in kleinen Dingen, lässt sich mit gutem Willen oft recht einfach umsetzen und kann erst noch Spass machen. Das Umwelthandbuch gibt Anregungen zu den verschiedensten Bereichen im Alltag der Kirchen(-gebäude):

- Energie- und Wasserverbrauch
- Reinigung und Abfälle
- Speis und Trank
- Blumenschmuck und Grünflächen
- Pflanzen und Tiere
- Gebäudepflege
- Bauen und Mobilität

Das Umwelthandbuch richtet sich an die Verantwortlichen für Bauten und den Betrieb von Gebäuden in Kirchgemeinden aber auch an Mitglieder von Pfarreiräten, Kirchenpflegen, Kirchenrätinnen und Kirchenräte oder kirchliche Umweltgruppen.

Das Umwelthandbuch umfasst 51 Seiten in einem Büchelordner und kann für 40 Franken (plus Porto und Verpackung) bei der OeKU bezogen werden:

OeKU, Postfach 7449, 3001 Bern

Aktion SchöpfungsZeit in der ÖRK-Dekade: ein Blick nach vorn

«Kreis-Läufe leben», «Ernährung und Gesundheit», «ökologischer Umgang mit der Zeit», «Konsum und Energie» – dies sind die SchöpfungsZeit Themen für die Jahre 2004 bis 2007. Die Reihenfolge der Themen ist aber noch nicht festgelegt.

Zu jedem SchöpfungsZeit-Thema wird die OeKU eine Arbeitsdokumentation für die Gestaltung von Gottesdiensten, für den Unterricht und weitere Gemeindeveranstaltungen zusammenstellen. Ergänzend erscheint bei der Ref. Presse und der Schweizer Kirchenzeitung jeweils im Frühjahr ein thematisches Magazin mit Hintergrundbeiträgen zum Jahresthema.

- «Kreis-Läufe leben» lautet der Slogan der Aktion SchöpfungsZeit der OeKU für das Jahr 2004. Die Aktion will das Eingebundensein der Menschen in die natürlichen Kreisläufe bewusst machen. Die OeKU empfiehlt einen umweltschonenden Lebensstil, der Rücksicht nimmt auf das eigene Herz-Kreislauf-System, aber auch auf die globalen klimatischen Bedingungen. Denn Gott hat nach der Sintflut zugesagt, dass er selbst die natürlichen Kreisläufe nie mehr stören wolle (Gen 8,22). Was Gott zugesagt hat, sollen die Menschen nicht selber durch ihr eigenes Handeln gefährden. Mit einem umweltschonenden Lebensstil wird die Gewalt vermindert, die die Menschen an der Schöpfung ausüben und die natürlichen Kreisläufe bleiben intakt.
- Ernährung und Gesundheit: Die Ernährung beeinflusst – neben genügend Schlaf, Stressabbau und körperlicher Bewegung – wesentlich die individuelle Gesundheit. Im ganzheitlichen Sinne kann niemand gesund sein, wenn er Raubbau an der Natur oder an sich selbst betreibt. Beim Kauf von Nahrungsmitteln gilt es, neben der Frage des gerechten Handels auch ökologische und gesundheitliche Kriterien anzuwenden. Mit unserer Essens-Wahl entscheiden wir täglich darüber, ob der Schöpfung mehr oder weniger Gewalt angetan wird. Grundlegende ethische Fragen müssen so täglich von Neuem beantwortet werden.
- Ökologischer Umgang mit der Zeit: Beschleunigung prägt unseren heutigen Umgang mit der Zeit. Immer mehr muss in immer weniger Zeit geleistet werden.

Bereits Kinder haben einen vollen Terminkalender. Freie Zeit wird sofort verplant und «vernutzt».

Distanzen werden als Hindernisse wahrgenommen, die es zu überwinden gilt. Das Wachstum von Pflanzen und Tieren wird beschleunigt, damit Lebensmittel schneller und billiger in die Regale der Supermärkte gelangen. Folgen dieses Umgangs mit der Zeit sind: Landschaftszerstörung, Vergiftung landwirtschaftlicher Böden, Verschmutzung von Wasser und Luft, Verkehrsunfälle, Lärm usw. Versöhnung mit der Schöpfung verlangt nach Entschleunigung. Vielleicht entdecken wir dadurch Langsamkeit und Musse neu als wichtigen Bestandteil von Lebensqualität?

- Konsum und Energie: Die Menschen in den Industrieländern leben in einer Überflussgesellschaft. Der moderne Lebensstil bringt viele Annehmlichkeiten mit sich. Gleichzeitig verbraucht er aber sehr viele Ressourcen. Wir sind heute vor die Aufgabe gestellt einen neuen, nachhaltigen Lebensstil zu entwickeln, der eine angemessene Lebensqualität für alle Menschen gewährleistet, ohne die Lebensgrundlagen zukünftiger Generationen zu gefährden.

SchöpfungsZeit? OeKU!

Über 600 Kirchgemeinden, kirchliche Organisationen und Einzelpersonen tragen die Oekumenische Arbeitsgemeinschaft Kirche und Umwelt OeKU, die 1986 als Verein gegründet wurde. Heute ist die OeKU von der Schweizer Bischofskonferenz und dem Schweizerischen Evangelischen Kirchenbund als Beratungsorgan für ökologische Fragen anerkannt.

Damit das christliche Engagement für die Bewahrung der Schöpfung wächst

- fördert die OeKU umweltgerechtes Verhalten innerhalb der Kirchen,
- regt die OeKU schöpfungstheologisches Lernen und Erfahren in den Kirchgemeinden an,
- bringt die OeKU ökologisch-ethische Überlegungen in die öffentliche Diskussion ein.

Das Engagement der OeKU ist nur möglich dank der Unterstützung der Mitglieder, durch Spenden und Kollekten. Wir danken für die Berücksichtigung der OeKU bei der Erntedank-Kollekte!

Oekumenische Arbeitsgemeinschaft
Kirche und Umwelt OeKU
Schwarztorstrasse 18
Postfach 7449
3001 Bern
Tel. 031 398 23 45
Fax 031 398 23 47
info@oeku.ch
Internet: www.oeku.ch

Postkonto 34-800-3



OeKU | COTE | CECA
Postfach 7449 3001 Bern